N III.10.

Ad Biblioth. aul. Eichstätt

D. L. 907

fol.° 115
14

per emt. ex lib

LD 7859
5

66.
10

Lesebuch für alle Stände.

Zur Beförderung edler Grundsätze, ächten Geschmacks und nützlicher Kenntnisse.

Herausgegeben
von
Johann Friedrich Zöllner,
zweitem Prediger bei der St. Marienkirche zu Berlin.

Fünfter Theil.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Berlin,
bei Friedrich Maurer 1784.

Inhalt.

1) Oden vom Herrn Professor Ramler:

An die Prinzessinn Amalia von Preußen. Seite 5

Lob der Stadt Berlin. 8

An Herrn Bernhard Rode. 22

2) Verzeichniß der Gemälde des Hrn. Dir. Rode, welche noch in seinem Hause zu sehen sind. 39

3) Der Bienenkorb, von Herrn Professor Engel 57

4) Zweiter Beitrag zu einem Lesebuche für militärische Schulanstalten. 74

5) Ein Fragment über Menschenliebe. 97

6) An Herrn Baron von D — l. Auszug aus einem Briefe. 127

7) Ueber-

Inhalt.

1) Oden vom Herrn Professor Ramler:
An die Prinzessinn Amalia von Preußen, Seite 5
Lob der Stadt Berlin, 8
An Herrn Bernhard Rode, 22

2) Verzeichniß der Gemälde des Hrn. Dir. Rode, welche noch in seinem Hause zu sehen sind, 39

3) Der Bienenkorb, von Herrn Professor Engel 57

4) Zweiter Beitrag zu einem Lesebuche für militärische Schulanstalten, 74

5) Ein Fragment über Menschenliebe, 97

6) An Herrn Baron von D — l. Auszug aus einem Briefe, 127

7) Ueber

7) Ueber deutsche Sprichwörter, Seite 143

8) Ueber die sittliche Bildung einzelner Menschen. Umgang (Beschluß,) 194

9) Das entvölkerte Dorf, (aus dem Englischen des Oliver Goldsmith neu übersetzt) 210

10) Ueber die brennbare Luft, 236

11) Zusatz zu einer Stelle des Marcellus Palingenius. 252

Oden.

Oden von K. W. Ramler.

Es kann dem deutschen Publikum nicht anders, als eine wahre patriotische Freude erwecken, zu erfahren, daß unser Horaz, der nicht bloß von seinen Landsleuten bewundert wird, sondern uns auch den Neid der Ausländer erregt, noch einmal die letzte Hand an seine lyrischen Gedichte gelegt, und sie auch da noch verbessert hat, wo nur eine so scharfe Kritik, als seine eigene, etwas zu verbessern finden konnte. Wer es weiß, daß es, um sein Kunstgefühl zu bilden, kaum eine lehrreichere Schule giebt, als das Nachdenken über die Gründe, warum der Meister in der Kunst auch statt des fehlerfreien Zuges noch einen schönern wählte, und gerade diesen für den

schöneren hielt, der kann unmöglich anders, als mit Sehnsucht, den Augenblick der Vergleichung zwischen der ältern und neueren Ausgabe dieser Meisterstücke erwarten. Und wie innig freue ich mich, daß mich die Freundschaft des Verfassers in den Stand gesetzt hat, nicht nur die baldige Erscheinung dieser neuen Ausgabe ankündigen, sondern auch eine Probe derselben mittheilen zu können. Die Anmerkungen, welche bestimmt sind, das Studiren der Gedichte zu erleichtern, habe ich am Ende jeder einzelnen Ode folgen lassen, um nicht den Leser bei jeder Strophe dadurch aufzuhalten; und aus eben dem Grunde werden sie in der neuen Ausgabe, gleichsam als kleine Abhandlungen, einen besondern Anhang ausmachen. — Die erste Ode (an die Prinzessin Amalia) ist gänzlich umgearbeitet; die zweite (Lob der Stadt Berlin) ist fast zur Hälfte neu; in der dritten (an H. B. Rode) ist aber bloß der achte Vers ganz und etwas im zehnten und achtunddreißigsten verändert.

An

An die Prinzessinn Amalia von Preußen, Aebtissinn von Quedlinburg.

(Bei Ueberreichung der Kantate vom Tode Jesu, welche nach Ihrem eigenhändigen Entwurfe verfertigt ward, um von Ihr selbst in Musik gesetzt zu werden.)

1753.

v — v — v — v v — v v

v — v — v — v v — v v

v — v — v — v — v

— v v — v v — v — v

Die Zeder von den Bäumen des Waldes sey
Mein Lied, die Zeder, die zu den Wolken steigt,
Die Rose von den Blumenmatten,
Unter den Städten Berlin - Augusta.

Von Göttern dieser Erde der weise Fürst
Und Schöpfer seiner Brennen, des Heldenvolks,
Und von Göttinnen dieses Weisen
Schwester, gleich ihm in den Künsten mächtig,

Und von des Himmels Tochter, der Harmonie,
Gestimmt an Seel' und Antlitz, und eingewiegt
Mit Wohllaut, aufgeweckt mit Wohllaut,
Bis sie der Oberwelt Töne faßte.

Schon früh ergriff die göttliche Jüngerinn
Den Psalter, den einst Assaph besaitete,
Hieß ihre Sänger den verkannten
Enkel der Könige Sions singen,

Den Gottgesandten Menschenfreund, der die Welt
Und Nachwelt Liebe lehrend und ewigen
Genuß der Liebe, triumphirend
Unter den Martern des Todes hinfuhr.

Schon hallt aus allen Landen Amaliens
Erhabne Trauer, Fürsten, der Zepter werth,
Vergießen Zähren, und ein Cherub
Sammlet des Danks und der Wehmuth Opfer.

Nach dieser Monde Zirkellauf wandeln sich
Die frommen Tropfen alle, (der Himmlischen
Ein süßer Anblick!) alle leuchten,
Strahlende Perlen in ihrer Krone.

Anmerkungen.

V. 5. 6. Der weise Fürst und Schöpfer seiner Brennen, des Heldenvolks:) der einem von Natur kriegerischen Volke zugleich seine eigne Weisheit mittheilte, und es dadurch zu einer der aufgeklärtesten Nationen machte.

V. 14. Den Psalter:) dieser war eine Art von Harfe mit zehn Saiten. Von diesem alten musikalischen Instrumente, zu welchem man die Psalme gesungen hat, führt die Sammlung derselben gleichfalls den Namen des Psalters.

Lob der Stadt Berlin.

(Bey Gelegenheit eines Granatapfels, der in Berlin zur Reife gekommen war.)

1749.

Hier blühst du? hier, in dieser kalten Zone?
Hier öffnest du die purpurrothe Brust?
Siegprangest hier in deiner goldnen Krone?
O du, der Göttinn Liebling, die mit Lust
Und Wollust deine süßen Körner
Selbst in der Hölle Gärten aß,
Und allen Nektar ferner
Und den Olymp vergaß.

Der Erdball ändert sich: dem alten Strande
Entflieht das Meer; Gebirge sinken ein;
Und hier? ein Tempe grünt auf diesem Sande;
Pomona füllt ihr Fruchthorn hier allein.
Hier kann sich Flora nach Begehren,
Aus tausend Blumen Kränze drehn,
Und ganz versteckt in Aehren
Die blonde Ceres gehn.

Und fremde Bäum', ihr junges Haupt umschoren,
Trägt hier Sylvan, und zieht ein Labyrinth
Von Büschen auf vor diesen stolzen Thoren,
Die nun den klugen Künsten offen sind,
Die schnell auf Flügeln Dädals eilen,
Hoch über Meer und über Land,
Bleimaße, Meißel, Feilen
In ihrer harten Hand.

Urplötzlich seh' ich Felsen in Gestalten
Ausonischer Paläste ausgehöhlt,
Geziert mit Erdgebornen, halb dem kalten
Geburtsstein gleich, halb athmend und beseelt.
Hier steigt ein Tempel aus Ruinen
Empor, entwichne Pallas dir:
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen hier.

Sagt, Sterbliche, den Sphären ihre Zahlen,
Den ungestümen Winden ihren Lauf,
Und wägt den Mond, und spaltet Sonnenstrahlen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf,
Verfolgt der Wesen lange Kette
Bis an den allerhöchsten Ring,
Der an Zevs Ruhebette
Hängt, hangen wird und hing. —

So sang Urania, die, voll Entzücken,
Jüngsthin zu Friedrichs hohem Wohnsitz kam,
Und, nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zu Phöbus neuem Tempel nahm,
Wo schon mit Lauten und mit Flöten,
Verlarvt und im Zypressenkranz,
Sich ihre Schwestern drehten
Im schönsten Reihentanz.

Anmerkungen.

V. 4. O du der Götti n Liebling:) Liebste Frucht der Proserpina. Diese Göttinn war vom Pluto entführt worden. Ihre Mutter Ceres erhielt vom Jupiter die Erlaubniß, sie wieder mit sich zurück zu nehmen, wofern sie in der unterirdischen Welt noch keine Speise genossen hätte. Sie hatte einige Granatkerne gekostet, und mußte also zurück bleiben. Virgil nimmt an, daß sie gern zurück geblieben sey:

> Ob Achaja sich gleich an Elysiens Auen ergetzet,
> Und Proserpina gern der Mutter zu folgen Verzicht thut.
>
> Landbau 1, 38. 39.

V. 9. 10. Der Erdball ändert sich: dem alten Strande entflieht das Meer 2c.) Viele und große Zerrüttungen des Erdbodens sind aus der Geschichte bekannt, und noch täglich entdecken die Naturforscher uralte Spuren von der oft abgeänderten Oberfläche der Erde. Man sehe von diesen Veränderungen der Welt die Worte eines unserer berühmtesten Gottesgelehrten. „Wann die immer fortgehenden Verwandelungen und Erneuerungen der Weltkörper sich durch unsere kurzen Beobachtungen an andern Himmelskörpern als wirklich bestätigen, warum sollte denn die Erde, die wir bewohnen, allein davon ausgenommen seyn? Wie sehr muß durch ihre allmäligen Veränderungen, die vor unsern Augen vorgehn, in wenig tausend Jahren die Gestalt eines großen Theils ihrer Oberfläche schon verwandelt werden! Hier verschlingt das Meer nach und nach einen Theil vom festen Lande; dort sind wieder Wiesen und fruchtbare Felder, die demselben abgewonnen worden; hier versinken Gegenden und Berge auf einmal, und werden Seen; dort werden neue Inseln aus der Tiefe erhoben; hier liegen die vom unterirdischen Feuer

„ver-

„ verursachten Trümmer noch in aller ihrer fürch-
„ terlichen Unordnung, und dort werden auf
„ den verwitterten Laven schon wieder die edel-
„ sten Früchte gebaut. Hier sind große
„ Landstrecken, wovon, zum Beweise, daß sie
„ ehemals Meer gewesen, theils die Ufer noch
„ kenntlich sind, theils der Boden noch voller
„ Meeresbrut ist; und dagegen sind wieder so
„ viele Inseln, die alle Kennzeichen an sich haben,
„ daß sie nichts als die höchsten Bergspitzen
„ versunkener Länder sind. — — So groß
„ und allgemein man sich auch die Zerrüttung
„ denken mag, welche durch jene Wasserfluth
„ entstanden, die Moses beschreibt, so ist sie
„ doch gewiß weder die erste noch die größte
„ gewesen; die erste und größte vielleicht, seit-
„ dem die Erde diese ihre jetzige Ausbildung
„ und Gestalt bekommen hat; aber überhaupt
„ scheint die Erde vom Wasser unendlich ältere,
„ anhaltendere und totalere erlitten zu haben,
„ die ihre ganze Fläche verändert, auch tiefer
„ als Menschen hineindringen mögen, umge-
„ kehrt und zerrüttet haben, und wovon alles,
„ was wir jetzt sehen, nichts als die Ruinen
„ sind. Seegrund auf Seegrund, Laven auf

„Laven,

„ Laven, Trümmer auf Trümmern, die viele
„ Jahrtausende von einander unterschieden, und
„ der sicherste Beweis sind, daß sie mehr als
„ einmal ganz Meer gewesen, und ganz gebrannt
„ habe; und daß die hohen Ketten der Granit-
„ gebirge diesen Zerstörungen, wenigstens den
„ Zerstörungen der Fluthen vielleicht *) allein
„ widerstanden haben; da diese wenigstens allein
„ weder auf ihren Gipfeln, noch in ihrem In-
„ nern einige Reste von fremden organischen
„ Körpern haben, alle andern Gebirge herge-
„ gen, und die allerhärtesten Steinarten mit
„ dergleichen vermischt sind, zum Beweise,
„ daß

*) Dieses Vielleicht steht hier nicht ohne Ursache. Ein fleißiger Beobachter der Natur, der Herr von Saussüre, behauptet, daß auch die Granitberge, wenn gleich keine Seekörper darin wären, vom Weltmeer aufgeführt worden, indem sie gleichfalls in Schichten sich angelegt hätten. Und vor Kurzem hat man sogar, zwischen Wiesbaden und Idstein, im Granit eine wirkliche Versteinerung entdeckt, die der geheime Cammerrath Cartheuser für eine Gattung der Kammmuschel hält. S. Klipsteins mineral. Briefwechsel 1 Band S. 4 des Anh. z. 4. St.

„ daß sie sämmtlich einmal weicher Schlamm
„ oder Ton gewesen.“

Jerusalems Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion 4. St. S. 568 u. f.

V. 11. Ein Tempe grünt:) Tempe war die anmuthigste Gegend Thessaliens, die der Fluß Peneus bewässerte. Nach ihr wird jede schöne Gegend ein Tempe genannt.

V. 18. Fremde Bäum' ihr junges Haupt umschoren, trägt hier Sylvan:) Sylvan, ein Waldgott, wie sein Name anzeigt, soll die Pflanzung der Bäume erfunden haben. Virgil im ersten Buche seines Gedichts vom Landbau ruft ihn um Beystand an:

Und auch du, Sylvan, in der Hand die zarte Zypresse.

Umschoren: man kappt die Bäume, ehe man sie pflanzt.

V. 19. Ein Labyrinth von Büschen:) der meilenlange Lustwald an der Spree, zwischen Berlin und Charlottenburg, besteht aus wilden Bäumen von allerley Arten.

V. 21. Auf Flügeln Dädals) Dädalus, ein Meister in der Baukunst, in der Bildhauerkunst und in der Mechanik, machte sich Flügel, und entfloh aus Kreta, wo man ihn fest zu hal-

halten glaubte; oder, wie Pausanias diese wunderbare Flucht erklärt, er bauete für sich und seinen Sohn Ikarus zuerst kleine Schiffe mit Segeln, um durch Hülfe des Windes den Ruderschiffen, die ihn verfolgten, zuvor zu kommen. Reisebeschreibung von Griechenl. IX. 11.

V. 25. 26. Felsen in Gestalten Ausonischer Paläste ausgehöhlt:) Ausonien ist der alte Name Italiens. Zu Palästen ausgehöhlte Felsen bedeuten eine dauerhafte und ernsthafte Bauart, die der alten Römischen gleicht.

Addison läßt einen Indianischen König folgende Beschreibung von der Paulskirche zu London machen: „Vermuthlich war es anfangs ein „ungeheurer ungestalter Felsen, den die Eingebornen des Landes, nachdem sie ihn in eine „Art von regelmäßigen Figur gehauen, mit „unglaublicher Mühe und Fleiß durchborten „und aushöhlten, bis sie alle die schönen Gewölbe und Höhlen zu Stande gebracht hatten, woraus er gegenwärtig zusammengesetzt „ist. Nachdem dieser Felsen so wunderbar nach „ihrem Gefallen ausgeleert war, muß eine ungeheure Menge von Händen beschäftigt gewesen seyn, die Außenseite desselben zu beschaben,

„ ben, die jetzt so glatt, als die Fläche eines
„ Kiesels, und an verschiedenen Stellen in Pfei-
„ ler ausgehauen ist, die gleich so vielen Baum-
„ stämmen dastehen, und oben mit Laubwerk
„ umwunden sind."

Zuschauer I. 50. (Im deutschen Auszuge I. 30.)

Die Beschreibung eines Tempels, der wirklich aus einem einzigen Felsen gehauen ist, sehe man hier aus dem Bericht eines Reisenden, der ihn im Jahre 1750 besucht hat. „ In Asien an der Malabarischen Küste bey der Insel Bombay, liegt eine kleine gebirgige Insel, mit Namen Elephanta, welchen Namen sie von einem steinernen Elephanten führt, den man an dem Ufer desselben gefunden hat. In einen Felsen dieser Insel ist eine Oefnung gehauen, die zu einem prächtigen Tempel führt. Dieser unterirdische Tempel ist ein längliches Viereck, achtzig bis neunzig Fuß lang und vierzig breit. Der Felsen selbst dient ihm zum Dach, und ohne Zweifel besteht alles aus einem einzigen Stücke. Inwendig ist er zehn Fuß hoch, und in der Mitte wird er durch zwei Reihen Pfeiler unterstützt, die gleichweit von einander stehen, und von einer besondern Ordnung sind. Nach ihrer Dicke gerech-

rechnet, sind sie ziemlich kurz und ihre Kapitäle sind wie Kissen gestaltet. Am Ende des Tempels stehen drei Figuren in Riesengröße. Das Gesicht der einen ist fünf Fuß lang und verhältnißmäßig breit. Die Portugiesen haben bei ihrer Ankunft auf der Insel diese Figuren verstümmelt, und man sagt, die Härte des Steins habe sie genöthigt, sich der Feldstücke zu bedienen, um Denkmäler zu zerstören, die ihre Bewunderung verdient hätten. In einigen Grotten, die zu diesem Tempel gehen, sieht man Werke der Bildhauerkunst und Mahlerkunst, deren Schönheit und Farbe die Augen bezaubern. — Uebrigens ist es sonderbar, daß kein Schriftsteller, weder von den alten noch neuern, uns hinlängliche Nachricht von einem Werke ertheilt hat, welches eben so viel Mühe gekostet haben muß, und eben so bewundernswürdig ist, als die ägyptischen Pyramiden.

Einige ähnliche Tempel oder Pagoden sind auf der benachbarten Insel Salcette anzutreffen, imgleichen in dem Felsen von Ilura im Lande Dokan, auf der Halbinsel des Bengalischen Meerbusens.

V. 29. 30. Hier steigt ein Tempel aus Ruinen empor, entwichne Pallas dir:) das Gebäude der Akademie der Wissenschaften, welches auf der Brandstätte des alten Gebäudes im Jahr 1744 aufgeführt ward. Man sehe von dieser Akademie Fr. Nikolai's Beschr. von Berlin S. 505 — 511.

Entwichne Pallas S. Seite 168 der alten Ausgabe, den 17. und 18ten Vers der Rede am sechzigsten Geburtstage des Königs.

V. 33. Sagt Sterbliche den Sphären ihre Zahlen:) die Fixsterne, diese Sonnen, wovon jede vielleicht der Mittelpunkt einer ganzen Sphäre ist, und mehr als Einen dunkeln und kalten Weltkörper erleuchtet und erwärmt, hat man dadurch zu zählen gesucht, daß man den ganzen gestirnten Himmel in gewisse Bilder abgetheilt hat. Mittelst der Seheröhre bereichern die Astronomen manches dieser Bilder fast mit eben so vielen Sternen, als uns am ganzen Himmel sichtbar sind.

V. 34. Sagt — den ungestümen Winden ihren Lauf:) Von dem Ursprunge der Winde sehe man die Preisschrift der Berlinischen Akademie der Wissenschaften: *Reflexions sur la*

cause

cause generale des Vents par Mr. D'Alembert, imgleichen den zweiten Theil der Naturgeschichte des Herrn von Büffon und die Abhandlung ihres Vorgängers Franz Bakons de Ventis.

V. 35. Wägt den Mond:) die Schwere des Mondes hat Newton durch den Druck desselben auf die Luft, und den fortgepflanzten Druck auf das Weltmeer und die dadurch verursachte Ebbe und Fluth zu berechnen versucht.

V. 35. Spaltet Sonnenstrahlen:) die bekannte Zertheilung der Sonnenstrahlen durch das Prisma hat, nach Newtons System, Algarotti, ein Mitglied der Berlinischen Akademie, weitläuftig abgehandelt, und für alle Leser faßlich zu machen gesucht.

V. 36. Deckt die Geburt des alten Goldes auf:) Ueber die Erzeugung der Metalle, und besonders des Goldes, des seltensten, dichtesten und unzerstörbarsten unter allen, hat man zu allen Zeiten Untersuchungen angestellt. Das Beiwort alt wird hier dem Golde gegeben, um es allen den Bergarten entgegen zu setzen, die in kürzerer Zeit zu ihrer Vollkommenheit gelangen, und deren Ursprung also leichter zu erforschen ist.

V. 37. Der Wesen lange Kette:) Alle Wesen sind durch gleichartige Eigenschaften mit einander verknüpft, alle scheinen in einer unendlichen Stufenfolge über einander erhöhet zu seyn; vom Staube an durch mancherlei Erdarten, Schwefel, Metalle, Krystallisirungen und Steingewächse hindurch, bis zu den Pflanzen; von diesen bis zu den mannichfaltigen unsichtbaren und sichtbaren Insekten der Erde und des Wassers; von diesen bis zu den Fischen, den Vögeln, vierfüßigen Thieren und endlich dem Menschen; und von dem Menschen bis zu dem vortrefflichsten Geschöpfe der unbekannten Geisterwelt. — *Summus naturalis catenae annulus, pedi solii Jovis adfixus est.* Baconus.

V. 39. Der an Zevs Ruhebette:) Ruhebett ist der Thron eines Gottes, *qui placidum degit aevum.* Lucret.

V. 40. Hängt, hangen wird und hing:) Ich bin das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige; niemand hat meinen Schleier aufgedeckt: Diese erhabene Inschrift stand an einer Bildsäule der Isis in Aegypten; durch die Isis aber ward die Natur angedeutet.

V. 44.

V. 44. In Phöbus neuem Tempel:) zum Opernhause. (S. 1. B. 2. Ode.)

V. 45. 46. Wo schon mit Lauten und mit Flöten, verlarvt und im Zypressenkranz:) die tragische Poesie, woraus die Oper besteht, wird durch die traurige Zypresse, die Musik, welche die Recitative und Arien begleitet, durch Flöte und Laute, der darunter gemischte pantomimische Tanz durch die Larve angedeutet. Diese drei Künste verbinden sich gleichsam in einen Reihentanz.

An Herrn Bernhard Rode,

Direktor der Mahlerakademie zu Berlin.

Der du den blutenden Cäsar beym Dolche des Freundes in Purpur
Das Antlitz hüllest, das den Mörder liebreich straft;
Philipps Sohn zu des schnöde gefesselten Königes Leichnam
Voll Wehmuth hinführst; Ilions laut ächzenden
Priester mit Drachen umwindest, o Rode, Melpomenens Maler!
Verlaß die keusche Großmuth deines Scipio!
Deines Koriolans gefahrenvollen Gehorsam;
Verlaß die stolze Reihe deiner Brennen itzt,
Von dem Fahneneroberer Albert Achill, bis zu Wilhelms
Beseeltem Schatten, Wilhelms, der sich durch Schnee, durch Eis,
Wie der Sturmwind, sein Heer auf die flüchtige Ferse des Feindes
Und seinen feigen Nacken stürzt, und sage mir:

Welche Gottheit dir Feuer zu deinen Schöpfungen eingoß,
Und diese kalte Sanftmuth, eiteln Aberwitz
Still zu dulden, den Neid mit keinem Gemälde zu strafen
Den Hohn mit keinem Blick? Entsagest du dem Geist
Der Apelle, der Bonarotte nur hierinn? verkennst du
Den überwundnen steilen Fußpfad hinter dir,
Ganz auf den stralenden Tempel der Kunst das Auge geheftet?
Und schweigst voll Demuth, wenn dir Reichthum, Ehrenamt,
Und der allwissende Jüngling, gereis't in geflügelter Eile
Durch sieben theure Bildersäle, Lehren giebt?
Geometer und Krieger und Widersprecher und Anwalt
Nicht deines Bildes Rede, Weisheit, Adel ehrt?
Todtes Gemäuer vorzieht und grasende Rinder, und Körbe
Voll Trauben und die ganze lange Bettlerzunft?
Bist du der eine Gerechte, der seinem Witze gebietet:

„Verachte Männer nicht in deiner Wissenschaft
„Ungeübter Sinne, gerüstet mit nützlichen Gaben,
„Die dir versagt sind, und mit Bürgertugenden?“
Du der besondere Mann, der in den mitbuhlenden Werken
Der zeitverwandten Meister feine Schönheit sieht,
Zehentausenden überläßt, die Fehler zu spähen?
Der Menschenfreund nur du, der dem Verzagten gönnt
Tapferes Muthes zu scheinen, dem mißgerathenen Künstler
Den Richterstab zu führen, bey dem blöden Volk
Sonder Gefahr und nächtliche Wachen sich Ruhm zu erwerben:
Da dein erhabner Geist die göttlich schöne Kunst
Nicht aus Ruhmsucht liebt, nein, so wie der Weise die Tugend? —
Dir gleicht der edle Graun, der Saitenbändiger,
Der den eignen Gesang der hohen Olympier hörte,
Und itzt an Spreens Ufer nachsingt; aber nie
Marsyas bäurischen Ton verhöhnte, noch Urtheil und Ohren
Der ungestimmten Midasenkel. Dir und ihm

Setze die Wahrheit dieß goldene Denkmaal: die größesten Meister
In großen Künsten, größer an Bescheidenheit.
Wen von dem heiligen Chor der vaterländischen Dichter
Gesellt euch beiden mein gerechtes Loblied zu?
Meinen lange geprüfeten Kleist, den ländlichen Barden.
Bescheiden, als ein Musenpriester, als ein Held,
(Hört es Pierische Jünger, Mavortische, hört es!) bescheiden
In jedem Lorbeerdiadem, empfang' er hier,
Falls ich in Teuts und Mannus oft wiederverwelkenden Sprache
Noch Kränze flechten kann, den seltnern Ehrenkranz.

Anmerkungen.

V. 1. Der du dem blutenden Cäsar ꝛc.) Dieses und die folgenden Gemählde werden hier von vielen andern angeführt, welche dieser gedankenreiche und ausdrucksvolle Künstler gemahlt und auch mehrentheils selbst in Kupfer

geäzt hat. Cäsar ist in der Rathsversammlung nahe bei der Säule des Pompejus vorgestellt, in dem Augenblicke, worinn er, von einigen Stichen bereits blutig, den Brutus mit gezücktem Dolche herbeikommen sieht, und indem er sich, die Zuckungen eines Sterbenden zu verbergen, das Gesicht mit seinem Purpurmantel verhüllen will, auf den Meuchelmörder noch Einen Blick wirft, der ganz seine letzten Worte auszudrücken scheint: Und du auch, mein Sohn? Der Künstler hat von dieser Geschichte noch eine zweite Vorstellung in Lebensgröße gemacht, und den Zeitpunkt gewählt, wo Cäsar bereits bei seinem umgestürzten goldenen Stuhle getödtet liegt. Das abgerollte, zu seinem Unglück von ihm noch nicht gelesene Verzeichniß der Verschwornen ist ihm aus der Hand gefallen, und läßt uns noch einen Theil der Namen lesen. Die letzten unter den Mördern drängen sich herzu, um gleichen Antheil an dieser That zu nehmen. In dem Gesichte des Brutus, der den Dolch so niedrig hält, als ob er den stehenden Cäsar im Unterleibe verwundet hätte, (ein Umstand, welchen Plutarch erzählt) lieset man

fol-

folgenden Ausdruck, der uns den ganzen Brutus schildert: Der Freund, der große Mann jammert mich, aber den Unterdrücker seines Vaterlandes mußte ich tödten.

V. 3. Philipps Sohn zu des schnöde gefesselten Königes Leichnam voll Wehmuth hinführst:) Alexander der Große verfolgte den Satrapen Bessus, welcher den Darius mit einer goldenen Kette gefesselt auf einem Wagen mit sich führte. Er fand den persischen Monarchen auf dem Wege zurückgelassen und mit Wurfpfeilen ermordet. Der Ueberwinder vergoß Thränen bei diesem Anblick und bedeckte den Leichnam mit seinem eigenen Mantel.

V. 4. Ilions laut ächzenden Priester mit Drachen umwindest:) Laokoon, der Trojanische Opferpriester, ward nebst seinen beiden Söhnen von zwei ungeheuren Schlangen getödtet, die eine feindliche Gottheit auf ihn losgelassen hatte. Aeneide II, 201 — 227.

V. 6. Verlaß die keusche Großmuth deines Scipio:) Dem Scipio Afrikanus, dem ersten dieses Beynahmens, ward, nach seiner Eroberung von Neu-Karthago in Spanien, eine gefangene Jungfrau zugeführt, die von einer solchen

chen Schönheit war, daß sie, wo sie ging, aller Augen auf sich zog. Scipio, der sich nach ihrer Vaterstadt und ihren Aeltern erkundigte, vernahm zugleich, sie wäre mit dem Allucius, einem jungen Celtiberischen Prinzen, verlobt. Er hieß diesen und die Aeltern der schönen Spanierin zu sich rufen. Jüngling! redete er den Allucius an, empfange hier von der Hand eines Jünglings deine unberührte Braut, und sey ein Freund der Römer. Dieser ergriff die Hand des Scipio, und rief alle Götter an, ihm Worte zu verleihn, seinen Dank auszudrücken. Die Aeltern, die zum Lösegelde für ihre Tochter einen ansehnlichen Schatz mitgebracht hatten, baten den großmüthigen Feldherrn, ihnen die zweite Wohlthat zu erzeigen, und ihre Geschenke anzunehmen. Scipio ließ sich erbitten, und wandte sich mit diesen Worten zum Allucius: Außer der Mitgabe deiner Schwiegerältern nimm noch von mir ein Hochzeitgeschenk an, — und ließ ihm alles Gold und Silber ins Haus bringen.

V. 7. Deines Koriolans gefahrenvollen Gehorsam:) Aus Gehorsam gegen seine Mutter hob Koriolan die Belagerung von Rom auf; sein

sein Gehorsam kostete ihm nach einiger Geschichtschreiber Berichte das Leben.

Dionysius von Halikarnaß, Röm. Alterthüm. 8.

Der Italiänische Mahler Ciro Ferro hat in seinem Gemählde von dieser Geschichte den Zeitpunkt gewählt, wo Koriolan in einer sehr ausdrucksvollen Unentschlossenheit auf seinem Befehlshaberstuhle sitzt. Der Deutsche hat den Augenblick gewählt, wo der Held seinen Sitz verläßt, und voll zärtlicher Ehrfurcht seine geliebte Mutter umarmen will, die aber mit einem Antlitz, worinn Römische Hoheit aus den Zügen des Grams hervorbricht, seine Umarmung mit diesen Worten abzulehnen scheint: Halt ein! ich muß erst wissen, ob ich einen Feind, oder einen Sohn umarme.

Livius II, 40.

Die Geschichte des Koriolanus und des Scipio hatte der Künstler zuerst im Kleinen als Kabinetsstück gemahlt; im Jahr 1770 mahlte er beyde in Lebensgröße für die Galerie eines Preußischen Staatsministers.

V. 8. Verlaß die stolze Reihe deiner Brennen itzt:) Als der König von Preußen, Friedrich der II, die Denkwürdigkeiten des Hauses Bran-

denburg herausgegeben hatte, fing der Künstler an, eben dieselbe Geschichte nach seiner Art zu beschreiben, indem er alle Begebenheiten daraus mahlte, die merkwürdig waren und sich deutlich genug vorstellen ließen. Der Kronprinz von Preußen, der Bruder des Königs, wollte mit diesen Gemählden, deren vierzehn sind, ein Kabinett auszieren; er starb aber kurz vor Vollendung der Arbeit.

V. 9. Von dem Fahneneroberer Albert-Achill:) Albertus mit dem Beynamen Achilles, Burggraf zu Nürnberg, und hierauf Markgraf von Anspach und Bareuth, eroberte mit eigener Hand eine Fahne, indem er in einer Schlacht mit den Nürnbergern allein wider sechzehn Mann focht.

V. 10. Bis zu Wilhelms beseeltem Schatten, Wilhelms, der durch Schnee, durch Eis ꝛc.) Der Kuhrfürst Friedrich Wilhelm führte sein Fußvolk auf Schlitten über das frische Haf nach Preußen, den Schweden entgegen, die das Land besetzt hatten. — Das lebendige Ebenbild, welches der Künstler von diesem Helden gemacht hat, wird ein beseelter Schatten genannt.

V. 16. 17. Entsagest du dem Geist der Apelle, der Bonarotte nur hierin?) Apelles sowohl als Michel Angelo de Buonarotti haben sich an der Eitelkeit und Unwissenheit einiger Richter ihrer Kunst durch Spott und satyrische Gemählde gerächt.

V. 23. Geometer und Krieger und Widersprecher und Anwalt:) Statt mancher Geometer, u. s. w. oder vielmehr statt mancher Gelehrte überhaupt, der sehr erfahren in den allernützlichsten Wissenschaften seyn kann, der aber nicht allemal den feinsten Geschmack in den bildenden Künsten besitzt, und die Nachahmungen des Bessern, das heißt, die Werke der höheren historischen Gattung, oft nicht genug studiert hat, und also nicht genug schätzt; oder der in dieser höhern Gattung nichts mehr, als die Zeichnung und die Farbengebung, das ist, die durch Fleiß und Geduld erlangte Genauigkeit des Auges und der Hand bewundert, nicht aber die Erfindung, oder die kluge Wahl und die Bereicherung des Stoffes; nicht die Wahl des rührendsten, neuesten, deutlichsten Zeitpunkts der Begebenheit; nicht den mannichfaltigen, den wahren und edlen Ausdruck der Leidenschaft einer

ner jeden Person; nicht die innigste Verbindung und die beste Anordnung so vieler Theile zu einem höchst angenehmen Ganzen, wobei jedes Bedürfniß der Kunst versteckt und zu einem nothwendigen Stücke der Handlung gemacht wird: welches doch eigentlich die Dinge sind, die den bildenden Künstler über den bloß mechanischen erheben. Das eingeschaltete Wort Widersprecher bedeutet an diesem Orte einen jeden, der von der Beschaffenheit seines Amtes oder seiner gelehrten Arbeiten die Entscheidungssucht und den Widersprechungsgeist angenommen hat. Die übrigen Widersprecher sind mehrentheils schwache Köpfe, die nur widersprechen, damit man sie nicht für das halten soll, was sie sind; einige abgerechnet, die eine fehlerhafte Erziehung, und andre, die ein kranker Körper eigensinnig und zu Widersprechern gemacht hat.

V. 34. Der dem Verzagten gönnt, tapferes Muthes zu scheinen:) der eben so, wie er dem Feigen die Prahlerey mit Heldenthaten vergönnt, auch dem unvollkommenen Künstler das Richteramt erlaubt. Man will bemerkt haben, daß mittelmäßige Künstler die strengsten

in

in ihren Foderungen hingegen, wahre Virtuosen (in jedem Verstande dieses Worts) gegen andere weniger strenge gewesen sind, als gegen sich selbst. Die Ursache ist leicht zu errathen: Jene sind noch listig genug, durch die strengsten Foderungen dem besten Künstler etwas von seiner verdienten Ehre zu entziehen, und ihn zu sich selber herabzusetzen; diese hingegen sind so weise, daß sie sich bemühen, immer besser zu werden, und so glücklich organisirt, daß sie immer besser werden können, und sich daher nicht leicht aus dem Tadel anderer ein Lieblingsgeschäft machen.

V. 40. Der edle Graun, der Saitenbändiger:) Karl Heinrich Graun hat sich durch heroische Singespiele und durch Kirchenstücke berühmt gemacht. Sein Gesang ist ungemein lieblich und rührend, und seine Harmonie gefällt den Kennern eben so sehr, wegen ihrer Kunst, als der ganzen Welt wegen ihrer Anmuth.

V. 43. Marsyas bäurischen Ton:) Marsyas, der auf einigen Denkmählern mit Ohren eines Faunen abgebildet wird, war ein Phrygischer Hirt. Er übte sich auf der Flöte, welche Minerva ehemals weggeworfen und verflucht hatte, weil sie wegen ihrer beim Spiel aufge-

blasenen Backen verspottet worden war. Marsyas schätzte dieses Instrument so hoch, daß er die Leyer des Apollo verachtete, und diesen Gott sogar zum Wettstreit herausfoderte. Apollo gewann, und zog dem Nebenbuhler die Haut ab. Herodotus sagt, diese Haut sei in der Phrygischen Hauptstadt Celänä aufgehängt worden, und Aelianus berichtet, sie habe sich bewegt, wenn man daneben ein Phrygisches Stück geblasen habe.

Vermischte Erzähl. XIII, 21.

Die Ausleger der Mythologie halten die Geschichte des Marsyas für eben so übertrieben, wie die meisten Erzählungen aus der alten Heldenzeit. Apollo, sagen sie, zog seinem Nebenbuhler das Thierfell aus, womit er bekleidet war, und welches er zum Preise aufgesetzt hatte: eine nicht ungewöhnliche Sache, wie man aus den Argonauten des Orpheus sieht, wo der Centaur Chiron seinem Ueberwinder in der Musik eine Pantherhaut schenkt. Noch andre sagen: weil die Leyer überall den Vorzug erhielt, nahm der Saitenspieler dem Flötenspieler das Leben, oder den Unterhalt des Lebens, das heißt, er brachte ihn um alle Einnahme, welche

damals

damals zum Theil in Decken von Thierfellen bestand. Durch diese Auslegungen befreyt man den Gott der Musen von dem Vorwurfe der Grausamkeit.

V. 44 Der ungestimmten Midasenkel:) Midas, ein reicher König in Großphrygien, that den Ausspruch, daß Pan auf der Pfeife ein größerer Meister sey, als Apollo auf der Leyer; der beleidigte Gott strafte ihn für dieses Urtheil mit Eselsohren.

V. 49. Meinen lange geprüfeten Kleist, den ländlichen Barden:) Ewald Christian von Kleist, der Verfasser des Frühlings und einiger lyrischen Schäferpoesien, ein eifriger Liebhaber der schönen Natur, ein Dichter voll Weisheit und Empfindung, ein lange geprüfter und bewährt gefundener Freund, starb an seinen Wunden im Jahr 1759 nach der Schlacht mit den Russen bey Kunersdorf in der Neumark, und ward in Frankfurt an der Oder begraben. Ueber seiner Gruft ließ im Jahr 1779 eine Freymäurergesellschaft, die Loge zum aufrichtigen Herzen genannt, eine dreyeckige zwanzig Fuß hohe Pyramide aufrichten. Auf der Kugel, die auf der Spitze dieser Säule steht, ist ein Schmetterling,

ling, das Sinnbild der Seele, und auf den Seiten Kleists marmornes Brustbild nebst Sinnbildern und Inschriften zu sehen. — Mit Genehmhaltung des Königs ward Kleists Bildniß, ob er gleich nur noch Major gewesen war, neben den Bildnissen der im siebenjährigen Schlesischen Kriege gebliebenen Generale, Schwerin, Winterfeld und Keith, alle von unserm Rode historisch gemahlt, in der Garnisonkirche zu Berlin aufgehängt, welcher Kirche sie der patriotische Künstler zum Geschenk gemacht hatte.

V. 51. Hört es Pierische Jünger! Mavortische, hört es!) Mavortische Jünger, von dem Kriegsgotte Mavors oder Mars; Pierische Jünger, von dem Musenberge Pierius in Macedonien, in der Nachbarschaft des Berges Olympus, der den Musen gleichfalls geheiligt war, und von dem sie auch zuweilen die Olympischen genannt werden.

V. 53. Falls ich in Theuts und Mannus:) Theut, oder Thuito, Thuiston, Thuiskon, wird für einen Sohn der Herta oder der Erde, und für einen Stammvater der Deutschen gehalten, deren Heerführer oder Gesetzgeber er gewesen ist. Einige behaupten, daß sie von ihm den

Name

Namen der Deutschen, (Theutsken, Thuitsken) angenommen haben. Sein Sohn hieß Mannus, oder Mana, oder Mann.

V. 53. Oft wiederverwelkenden Sprache:) die älteste Sprache der Einwohner Deutschlands kennen wir nur aus einzelnen Wörtern und Namen, aus welchen sich schließen läßt, daß sie uns jetzt noch weit unverständlicher seyn würde, als die Gothische Sprache des vierten Jahrhunderts, die wir in den Evangelien des Ulphilas besitzen. Diese unterscheidet sich sehr merklich von der Sprache Otfrieds im neunten Jahrhundert, und diese entfernt sich abermals von der Sprache der Minnesinger des dreyzehnten Jahrhunderts; welche sich eben so weit von der Büchersprache unsers achtzehnten Jahrhunderts unterscheidet. Einer solchen Veränderung ist jede Sprache so lange unterworfen, bis sie von keinem Volke mehr geredet wird: alsdann aber ist sie in Gefahr völlig unter zugehn, wofern nicht so viele Meisterstücke, besonders Meisterstücke der Dichtkunst, darin vorhanden sind, daß die Nachkommen es der Mühe werth achten, sie zu erlernen.

V. 54. Den seltnern Ehrenkranz:) den Kranz der Bescheidenheit. Die Bescheidenheit, die mit der Furchtsamkeit verwandt ist, und von dem Bewußtseyn eines schwachen Geistes, elenden Körpers, schlechter Glücksumstände, versäumten Umgangs mit der großen Welt herkömmt, diese ist keine Seltenheit. Die Bescheidenheit eines Geistes, der nach der Vollkommenheit strebt, und der, jemehr seine Einsichten zunehmen, destomehr einsieht, wieviel ihm zur Vollkommenheit fehlt; die Bescheidenheit eines Geistes, der gütig, gerecht und uneigennützig genug ist, die guten Eigenschaften der Menschen nicht zu verkennen, und der folglich, wenn er sich mit andern vergleicht, sich nicht zu viel und andern zu wenig beilegt, eine solche Bescheidenheit ist eben so liebenswürdig, als sie selten ist.

Von dem Kranze der Bescheidenheit, welchen Apollonius dem Titus zuerkennt, weil dieser Feldherr alle Kronen abgelehnt hatte, die ihm wegen der Einnahme von Jerusalem zugeschickt wurden, sehe man des Philostratus Leben des Apollonius VI, 28.

Verzeichniß der Gemälde des Herrn Director Rode, welche noch in seinem Hause zu sehen sind.

Da dieses Buch für alle Stände bestimmt ist, so freue ich mich, auch einen den Künstlern und Kunstfreunden besonders interessanten Artikel mittheilen zu können. Es würde hoffentlich vielen von meinen Lesern sehr angenehm seyn, eine vollständige Anzeige von allen Gemälden dieses Künstlers, der uns Deutschen so viel Ehre macht, nach und nach zu erhalten, allein dazu ist um so weniger Hoffnung vorhanden, da der unabläßige Fleiß und die unerschöpfliche Phantasie des Herrn D. Rode immer so wenig mit Eitelkeit verbunden war, daß er sich selbst nicht mehr aller seiner zahlreichen Werke genau genug erinnert. — Den Einwohnern Berlins nicht nur, sondern auch jedem Fremden, der von unsern hiesigen Merkwürdigkeiten unterrichtet zu seyn wünscht, wird es wenigstens einiges Vergnügen

machen, hier zü finden, welche Meisterstücke sie bei diesem berühmten Künstler sehen können, oder gesehen haben.

1) Gemälde aus der Brandenburgischen Geschichte.

1. Burggraf Friedrich der Vierte überliefert den gefangenen Gegenkaiser, Friedrich den Schönen, dem Kaiser Ludwig dem Bayer.
(4 Fuß 8 Zoll lang, 2 Fuß 8 Zoll hoch.)

2. Friedrich der Erste empfängt die Belehnung als erster Kuhrfürst von Brandenburg von dem Kaiser Sigismund zu Costnitz.
(Eben so groß.)

3. Friedrich der Zweite schlägt die Böhmische Krone aus, welche ihm vom Pabst angeboten wird.
(2 F. 8 Z. hoch, 2 F. 4 Z. breit.)

4. Albrecht, mit dem Zunamen Achilles, erobert mit eigener Hand eine Fahne, indem er in einer Schlacht mit den Nürnbergern allein wider sechzehn Mann streitet.
(4 F. 8 Z. lang, 2 F. 8 Z. hoch.)

5. Johannes, mit dem Beinamen Cicero, beredet die drei Könige, von Böhmen, Ungarn und

und Polen, die sich Schlesiens wegen stritten, zum Frieden; indem er ihnen seine mitgebrachte Reiterei zeigt.

(2 F. 8 Z. hoch, 2 F. 4 Z. breit.)

6. Joachim der Erste wird in seiner zartesten Jugend Kuhrfürst.

(Eben so groß.)

7. Joachim der Zweite nimmt das heilige Abendmahl zuerst unter beiderlei Gestalt.

(Eben so groß; ist auch von dem Künstler in Quartformat radirt.)

8. Johann George vertheilt die Länder Anspach und Bareuth unter seine jüngeren Söhne.

(Eben so groß.)

9. Joachim Friedrich legt zuerst den geheimen Staatsrath an.

(Eben so groß.)

10. Joachim Sigismund schließt die Union mit den protestantischen Kuhrfürsten.

(Eben so groß.)

11. George Wilhelm unterredet sich vor Berlin mit dem Könige von Schweden, Gustav Adolph, der die Einräumung der Festung Küstrin verlangt.

(Eben so groß.)

12. Friedrich Wilhelm der Große führt sein Fußvolk auf Schlitten über das gefrorne frische Haff, die Schweden aus Preußen zu vertreiben.

(4 F. 8 Z. lang, 2 Fuß 8 Z. hoch.)

13. Friedrich der Erste wird zum Könige gesalbt, und setzt sich selbst die Krone auf.

(Eben so groß.)

14. König Friedrich Wilhelm belagert Stralsund in Begleitung des Fürsten Leopold von Dessau.

(Eben so groß.)

Anmerk. Die Figuren auf allen diesen Gemählden sind ohngefähr zwei Fuß groß.

Nachschrift. Die Thaten König Friedrich des Großen sind noch nicht gemahlt, weil sie allein ein ganzes Cabinet anfüllen würden.

2) In eben dem Zimmer hängen noch fol- folgende Gemälde *).

1 A. Der erschlagene Abel. Adam erblickt den todten Sohn mit Wehmuth; Eva ist dem Adam ohnmächtig in den Arm gefallen. Der Hund

*) Die Compagnons sind durch gleiche Nummern und A. B angedeutet.

Hund Abels, des Schäfers, scheint sich über seinen todten Herrn zu betrüben. Der brennende Opferaltar, die Ursache des Mordes, ist in der Ferne zu sehen. Der Mord selbst soll, nach einiger alten Ausleger Bericht, mit der Keule von einem wilden Oelbaume geschehen seyn. Diese Keule hat der entflohne Mörder nach dem tödtlichen Schlage, auf dem Leichnam liegen lassen.

(4 Fuß 8 Zoll lang, 3 Fuß 8 Zoll hoch. Die Figuren sind in Lebensgröße.)

1 B. Ein Samariter verbindet einen tödtlich verwundeten Mann mit großer Sorgfalt. Ein Schriftgelehrter und Pharisäer sind vorüber gegangen.

(So groß, als das vorhergehende.)

2 A. Darius auf einem Wagen, mit goldenen Fesseln gebunden, und mit einem Pfeile getödtet. Die Tiara ist ihm vom Haupte gefallen. Alexander vergießt Thränen über ihn, und bedeckt ihn mit seinem eigenen Purpurmantel. Der griechische Soldat, der ihn kurz vor seinem Tode mit einem Trunk Wasser erquickt und den Alexander zu ihm geführt hatte, sieht voll Mitleid, daß er schon gestorben ist.

(5 F. 6 Z. lang, 4 F. 3 Z. hoch, Lebensgröße, ist auch in Quartformat radirt.)

2 B.

2 B. Cäsar ist von den in Schlaf und Herz gedrungenen Dolchstichen bereits todt darnieder gefallen, und sein goldener Stuhl mit ihm umgestürzt. Einige ergrimmte Mörder drängen sich hinzu, ihm noch ihre Dolche in den Leib zu stoßen, um Theil an der Mordthat zu nehmen; daher ziehen sie an seinem Gewande, wodurch zugleich mehr von seinem schönen Körper zu sehen ist. Der Lorbeerkranz, den ihm der Senat, als eine beständige Ehrenkrone zuerkannt hatte, ist ihm vom Kopfe gefallen. Das Verzeichniß der Verschworenen, welches er zu seinem Unglücke noch nicht gelesen hatte, ist ihm aus der Hand gefallen, und man lieset darauf die Namen Cimber, Casca, Brutus, Cassius ꝛc. Die Hand, womit er sich den Purpurmantel über das Gesicht gezogen hatte, als er den Brutus, den er so sehr liebte,. mit gezücktem Dolche auf sich zukommen sah, ist noch zu sehen, wie er den Mantel damit gefaßt hatte. Brutus, der in der einen Hand den Dolch hält, womit er ihn, als er noch stand, im Unterleibe verwundet hatte, scheint zu sagen: „Der Freund, der Held dauert mich, aber den Unterdrücker meines Vaterlandes mußte ich tödten." An der Säule des Pompejus

jus sieht man noch das angespritzte Blut des Ermordeten, und auf der Erde liegen die Fasces, die Ehrenzeichen des Consulats.

(Eben so groß.)

3 A. Petrus schläft ruhig mitten unter den beiden schlafenden Wächtern. Der Engel des Herrn, dessen Klarheit den Kerker allein erleuchtet, rührt den schlafenden Apostel an, und sogleich hat sich die Schelle der Fessel an seiner Hand aufgelöset.

(4 F. 8 Z. hoch, 3 F. 8 Z. breit. Fast Lebensgröße; ist auch vom Künstler in Quartformat radirt.)

3 B. Paulus und Silas im Gefängnisse, dessen Thor durch ein Erdbeben aufgesprungen ist. Der Kerkermeister, welcher glaubt, seine Gefangenen sind entsprungen, und sich vor der Marter und Kreuzesstrafe fürchtet, will sich erstechen. Sein Weib, die mit der Fackel herzukommt, ist dabei voller Angst. Silas ist noch im Gebet begriffen; Paulus mit vorgestreckten Händen scheint ihm zuzurufen: „Thue dir nichts Leides! wir sind alle hier.“ In dem zweiten Gewölbe des Gefängnisses sieht man noch mehr Gefangene. (Ap. Gesch. 16, 23-29. —

(Hat die Größe des vorigen und ist in eben dem Format radirt.)

4. Jo-

4. Joseph, voll Seelenangst, fleht umsonst, ihn nicht zum Sklaven zu verkaufen. Der kalte Bösewicht, sein Bruder, läßt sich von dem Midianitischen reisenden Kaufmann die geforderten Silberlinge auszahlen. Der Kaufmann scheint den schönen Jüngling mit diesen Worten zu trösten: Junger Mensch! ängstige dich nicht so, meine Leute haben es gut bei mir." In der Ferne sieht man zwei Brüder, die sich über Josephs bunten Rock berathschlagen.

(4 F. 10 Z. lang, 3 F. 10 Z. breit, Lebensgröße.)

5. Christus schläft ruhig im heftigsten Ungewitter. Petrus tritt zu ihm, ihn zu wecken. Das Schiffvolk zieht die Segel ein, hat die Laterne ausgehängt, einige Ballen Waaren ausgeworfen. Der eine ängstiget sich, der andere betet u. s. w.

(4 F. 8 Z. hoch, 3 F. 4 Z. breit, die Figuren zu 2 Fuß groß; ist auch in Quartformat radirt.

6. Christus will mit den Jüngern zu Emahus speisen. Als er das Brodt bricht, und dabei sein Dankgebet an Gott richtet, sieht ihn der eine Jünger mit Verwunderung an, indessen der andere noch in der Andacht begriffen ist.

(3 Fuß hoch 2 F. 6 Z. breit, Lebensgröße, halbe Figuren; ist auch vom Künstler in 8. radirt.)

3) In

3) In einem andern Zimmer hängen:

1. Der Messias, mit Engeln und den ehemals mit ihm zugleich erstandenen Heiligen umgeben, weckt alle Todten zum Weltgerichte auf. Die Engel blasen die Posaunen und öfnen die Bücher des Lebens. Das Meer, die Gräber, die Urnen geben ihre Todten hervor. Die Frommen und die Gottlosen unterscheiden sich in ihren Angesichtern. Einige kennt man an besonderen Zeichen: den Pharao, der die Israeliten durchs rothe Meer verfolgte, und darinn ertrank, den Judas Ischariot, der sich erhenkt hatte, den Hohenpriester Kaiphas, der Christum verurtheilt, und einen Römischen Kaiser, der die Christen verfolgt hatte. Man erkennt auch einige auferstandene tugendhafte Heiden, den Sokrates, Plato, Seneka, welchen Erasmus beigefügt ist, der ihnen den Messias in den Wolken zeigt. Unter die Frommen gehören auch einige von des Künstlers Familie, die nach dem Leben porträttirt sind. Unter den Heiligen, die Christum umgeben, sind folgende an gewissen Merkmalen zu erkennen. Der am Altar erschlagene Abel, Adam, Eva, Moses und Aaron, David, Maria Magdalena, Paulus,

Petrus,

Petrus, Andreas, Johannes der Täufer, Maria und Johannes der Jünger.

(4 F. 8 Zoll lang, 3 F. 8 Z. hoch; kleine Figuren; ist auch in 8. radirt.)

2 A. Hagar mit ihrem Sohne Ismael, welcher vor Durst verschmachtet, weil der Wasserkrug geleeret ist. Die Mutter, die ihn nicht kann sterben sehn, verläßt ihn mit Jammer und Wehklagen.

(4 F. 8 Z. lang, 3 Fuß 8 Z. hoch; Lebensgröße; auch in 8. radirt.)

2 B. Abraham, der seinen Sohn Isaak opfern soll, nimmt ihm das Opferholz ab, der Sohn scheint nach dem Opfer zu fragen, und der Vater sieht ihn mit einer Wehmuth an, die der Knabe noch nicht verstehen kann. Im Gebüsche erblickt man einen Widder, der sich mit den Hörnern in die Aeste eines Bäumchens verwickelt hat.

(Eben so groß; auch in 4. radirt.)

3 A. Psyche, *) die Geliebte des Kupido: Ihr unbekannter Liebhaber, der sie allemal nur bei Nacht besuchte, hatte ihr gedroht, sie zu ver-

*) Die Geschichte der Psyche erzählt Apulejus.

verlassen, wenn sie suchen würde, ihn kennen zu lernen. Psyche war hierdurch noch neugieriger gemacht worden, und hatte ihn, als er eingeschlafen war, mit einer Lampe beleuchtet. Als sie ihn für den Liebesgott erkannt hatte, nahm sie einen seiner Pfeile, die Spitze davon zu versuchen, und ritzte sich damit den Finger.

(4 Fuß 8 Zoll hoch, 3 Fuß 8 Zoll breit; Lebensgr.)

3 B. Psyche hat, auf Befehl der Venus, in die Hölle hinabsteigen müssen, ihr etwas von der Schönheitssalbe der Proserpina zu holen. Die Stimme ihres unsichtbaren Liebhabers hatte sie gewarnt, das Gefäß nicht zu eröfnen. Weil sie aber die Schönheitssalbe gern an sich selber versuchen wollte, öffnete sie es doch, und alsbald fuhr ein tödtlicher Dampf heraus, wovon sie in Ohnmacht fiel. Sie wäre in der Ohnmacht geblieben, wenn Kupido, der über ihr schwebte, und voll Betrübniß ihr Unglück sah, sie nicht mit der Spitze seines Pfeiles wieder erwecket hätte.

(Eben so groß.)

4. Marcia, die Geliebte des Kaisers Kommodus, nimmt dem schönen Knaben, dem kaiserlichen Lieblinge, die Schreibetafel weg, wo-

mit er gespielt hatte, und lieset darinn mit Entsetzen auf der Liste der zum Tode verdammten Hofleute ihren eigenen Namen.

(4 F. 10 Z. hoch, 3 F. 10 Z. breit; Lebensgr.)

5 A. König Hiskias, auf dem Sterbebette, erfährt von dem Propheten Jesaias die Verlängerung seines Lebens, indem dieser ihm an einer pyramidalischen Sonnenuhr den Schatten zeigt, der durch ein Wunderwerk zurück gegangen ist. Bei des Königs Bette liegen Feigen, die ihm der Prophet auf die Drüsen zu legen räth. — Man räuchert in des kranken Königs Zimmer mit Weihrauch, und ein junger Mohr scheint, nach Gewohnheit der Könige zur Aufwartung gebraucht zu seyn. Dieser Mohr dient zugleich, mit dem blassen Körper des Kranken einen guten Kontrast zu machen.

(6 F. lang, 4 F. 8 Z. hoch; Lebensgröße; ist auch mit einigen Veränderungen in 4. radirt.)

5 B. Joseph bringt seine Söhne Ephraim und Manasse zu seinem alten Vater Jacob, sie zu segnen. Er hat sie so hingeführt, daß er dem ältesten Sohn (der dem Vater und Großvater etwas ähnlich sieht,) die rechte Hand und dem jüngsten die linke auflegen soll. Jakob aber legt seine

seine Hände übers Kreuz, die rechte auf den jüngsten, die linke auf den ältesten. Joseph will die Hände wieder anders führen, der Vater aber sagt, er habe es mit gutem Vorbedacht gethan. Der jüngste Sohn scheint der Mutter ähnlich zu seyn, welche zusieht. Der älteste scheint etwas wehmüthig, daß ihm der beste Segen genommen werden soll.

(Eben so groß.)

6. Ein Familiengemälde. Des Künstlers Schwiegervater verlobt ihn mit seiner Tochter, bald nach der Rückreise desselben aus Italien. Der Reisende hat noch seinen Reisestab in der Hand.

(3 F. 6 Z. hoch, 2 Fuß 8 Zoll breit; die Figuren fast 2 F. groß.)

7. A. 7 B. Bete und Arbeite. A. der Maler sitzt vor der Staffelei. B. die Frau sitzt vor einem andächtigen Buche und lieset.

(1 F. 4 Z. hoch, 1 Fuß breit; die Figuren 10 Z. groß.)

8. Ein Schäfer wirft der Schäferin, die sich im Wasser spiegelt, Blumen über den Kopf. (Aus dem Geßner.)

(1 F. 4 Z. hoch, 1 F. breit; die Figuren sind 8 Z. groß.)

9. Charon, der Höllenschiffer, sieht zwei Jungfrauen in ihren Kränzen ankommen, und sagt zu ihnen, derjenigen, die ihren Kranz nicht mit Ehren trüge, würde er vom Kopfe fliegen, sobald er den Kahn bewegen würde. Die älteste reißt ihn mit Unmuth sich vom Kopfe; die jüngste will mit Vergnügen den Versuch machen.

(1 Fuß 6 Zoll breit; die Figuren 10 Zoll groß.)

10. Der Engel des Herrn mit dem Flammenschwerdt bewaffnet, verkündigt den ersten Aeltern die Ankunft des Todes, der mit einem Wurfspeile erscheint, und in ein schwarzes Gewand verhüllt ist. Adam erschrickt, Eva schmiegt sich an seine Brust. Das Zeichen der Uebertretung, die angebissene Frucht, liegt zu ihren Füßen. Die Schlange, durch deren Vermittelung die Verführung geschehen ist, kriecht in der Nähe herum.

(3 F. 2 Z. hoch, 2 F. 6 Z. breit; die Figuren 2 Fuß groß.)

11. Joseph kann sich nicht länger halten, sich seinen Brüdern zu erkennen zu geben, und läßt alle Aegypter hinaus gehn. Man sieht den jungen beschuldigten Benjamin neben dem Getraidesack stehn, woraus das Geld, nebst dem

Becher

Becher Josephs herausgefallen ist. Juda kniet vor dem Joseph, und bietet sich statt Benjamins zum Gefangenen dar. Die übrigen neun Brüder sind hinter ihm in demüthiger Stellung. An dem angebrachten musikalischen Klapperinstrumente (Sistrum genannt) an dem Canopus, dem Sinnbilde des Nilwassers, und an der Figur des Hundes Anubis erkennt man, daß die Scene in Aegypten ist.

(3 F. lang, 2 Fuß hoch; die Figuren 1 F. 2 Z. groß.)

12 A. 12 B. Die fünf Sinne, als Genien oder Kinder vorgestellt. A. Der Geschmack kostet mit Vergnügen eine Auster, neben ihm liegt eine Citrone und eine Burgunderflasche. Der Geruch hat eine faule Auster gerochen, neben ihm steht ein Specereitopf (pot pourri) den guten Geruch anzudeuten. Das Gefühl fühlt mit Schmerzen einen Krebs, der ihn in den Finger gekniffen hat. Die Scene ist in der Küche, wo noch Fische liegen, die zugeschnitten werden sollen. B. zeigt das Gesicht und Gehör, als die beiden vornehmsten Sinne. Der Genius des Gesichts sieht in einen Gukkasten. Ein Sehe-rohr, ein Brennglas und ein zusammengesetztes Vergrößerungsglas liegen neben ihm. Der Ge-

nius des Gehörs bläſ't in eine Flöte, zu der ſich ein anderer mit dem Ohre hinneigt. Mehr muſikaliſche Inſtrumente liegen zur Seite, die Scene iſt in einer Studierſtube.

(Jedes 3 F. lang, 2 F. 2 Z. hoch; faſt Lebensgröße.)

13. Romeo, der ſich mit Gift das Leben genommen hat, wird von der erwachten Julia in den Armen gehalten. Ein Mönch, ihr Vertrauter, kömmt mit einer Laterne zum Leichengewölbe, worinn die Scene vorgeht. Am Eingange liegt der vom Romeo erſtochene Nebenbuhler deſſelben. (Aus Shakespear:)

(4 F. 10 Z. hoch, 1 F. 6 Z. breit; die Figuren 1 Fuß groß.)

14. Phyllis wird am Grabe ihres Vaters Palämon geboren. (S. Geßners Daphnis:)

(2 F. 2 Z. hoch, 1 F. 8 Z. breit; die Figuren 1 F. 4 Z. groß.)

15. Ein Familiengemälde. Der Künſtler, nebſt Vater, Mutter, Großmutter und beiden in ihrer Arbeit begriffenen Brüdern.

(2 F. 10 Z. lang, 2 F. 2 Z. breit; die Figuren 1 F. 2 Z. groß.)

16. Anakreons nächtlicher Beſuch vom Amor, den er mit einer Lampe herein geleuchtet,

tet, und zum Feuer gesetzt hatte, und dem er itzt das Regenwasser aus den Locken drückt. Der Bogen des Liebesgottes ist an einer Weinurne aufgehängt. Anakreons Trinkschale und Leyer, und die von der Venus ihm für ein Liedchen geschenkte Taube sieht man im Zimmer. (S. Anakreons 3te Ode, oder: lyrische Blumenlese 1. Th. S. 433.

(2 F. hoch, 1 F. 6 Z. breit; ist auch in 8. radirt.)

17. A. In Vulkans Werkstätte taucht Venus die Spitzen der neugeschmiedeten Pfeile in Honig. Kupido gießt eine Gallenblase in den Honig. (S. Anakreons 45ste Ode, oder: lyrische Blumenlese 1 Th. 3s B. S. 235.

(1 F. 4 Z. hoch, 1 F. breit; die Figuren 1 F. hoch.)

17. B. Kupido, von einer Biene gestochen, klagt der Venus seine Schmerzen; sie aber sagt:

— — — Macht der Stachel
der Biene solche Schmerzen,
Wie meinst du, daß es schmerze
Wenn du, mein Sohn, verwundest?

(S. Anakr. 40ste Ode, oder: lyrische Blumenlese 1. Th. 4. B. S. 307.

(Eben so groß; ist auch in 8. radirt.)

18 A. Amor ritzt sich beim Ausnehmen einer Taube aus einem hohlen Ulmbaume. Sein Blut benetzt den Weinstock am Ulmbaume. (S. Ramlers 23ste Ode.)

(4 F. hoch, 3 F. 10 Z. breit; Lebensgröße; ist auch in 8. radirt.

18 B. Naide weint um ihre todte Wachtel. (Ramlers 8te Ode.)

(Eben so groß.)

Der

Der Bienenkorb.

Aber ums Himmels willen! — sagte ein junger Deutscher, Herr von Bertheim, zu Monsieur Le Grand, einem Pariser großen Geist nach der Mode und einem eifrigen Apostel des Atheismus — durch was für eine andre Idee, mein Herr, wollen Sie mir diejenige, die Sie mir zu nehmen suchen, ersetzen? Ich erkenne die Abhängigkeit meiner selbst und aller mich umgebenden Dinge; ich suche, vermöge einer Nothwendigkeit meiner Vernunft, wovon nichts mich entbinden kann, eine erste, eine Grundursache der Dinge: und diese Ursache — —

"Werden Sie auf Ihrem Wege nie finden."

Nie finden? Hab ich sie nicht schon in dem Gedanken von einem Gott gefunden?

„Wie? Die Ursache von Wirklichkeiten in einem Gedanken? Die Quelle von Realitäten in einem Namen? in einem Schalle? — Sie

wollen begreifen durchs Unbegreifliche? wollen aufklären durch Finsternisse?"

Wenn das Ideen sind, was Sie da sagen, nicht Worte — —

„Eben Worte verwerf ich!"

Nun, so würdigen Sie einen Irrenden Ihrer Leitung! Führen Sie mich zu eben der Quelle der Weisheit, aus welcher Sie selbst mit so tiefen Zügen Gewißheit schöpften! — Ich wiederhole Ihnen: ich suche eine erste Ursache der Dinge; ich bin durch eine Nothwendigkeit meiner Vernunft gezwungen, daß ich sie suche: diejenige, welche ich in dem Gedanken von einer Gottheit glaubte gefunden zu haben, erklären Sie mir für Traum, für Unwesen, für Nichts: — hoffentlich werden Sie doch nun ein Wesen, ein Etwas, eine Realität an die Stelle setzen?

„Wie anders? — Das erste und einzige Wesen, welches die aufgeklärtere Vernunft erkennt; die Quelle alles Gedenkbaren, alles Wirklichen, Alles, was Himmel und Erde, was Vergangenheit und Zukunft befassen."

Wie? Und diese Quelle wäre nicht Gott?

„Aberglaube! Eindrücke von der ersten Erziehung her! Diese Quelle ist allein die Natur."

So

So hör ich und so les' ich jetzt oft. Aber wenn ich doch von dieser Natur — —

Er wollte sagen: wenn ich doch einen Begriff von ihr hätte! allein es war nicht möglich, zum Wort zu kommen. Die Lunge des Monſ. Le Grand hatte nun einmal Athem geschöpft, und sicher wär er der erste aller Philosophen gewesen, wenn die Lunge und nicht der Kopf den Philosophen machte. Er setzte es als die erste, evidenteste, unumstößlichste Wahrheit fest: daß Alles in der Natur seinen Grund habe und daß es irgend etwas Nothwendiges und Ewiges gebe, woraus sich Daseyn und Beschaffenheit jedes Dinges begreifen lasse; er fand dieses Nothwendige, dieses Ewige in nichts anderm, als in den beyden allein reellen Ideen: Materie und Bewegung; er ließ aus dieser Materie und Bewegung Alles, was im Himmel und auf Erden entstanden war, allein entstanden seyn, spottete der trügerischen Idee eines freyen, aus eigner Kraft wirkenden Geistes, weil nichts selbstthätig sey, nichts aus seiner eigenen Kraft sich bewege, sondern Alles seine Bewegung von aussen erhalte; er machte zur ersten und einzigen

Quelle

Quelle dieser Bewegung und also aller durch sie entstandenen Dinge die Natur, und erklärte dann diese Natur eben durch die Verbindung und den Zusammenfluß der Materie und der mannichfaltigen Bewegungen der Materie; er zeigte das Lächerliche, das Ungereimte in dem Gedanken eines ersten Bewegers, eines unsichtbaren, nach keiner seiner Eigenschaften zu begreifenden, nicht einmal zu denkenden Gottes, schilderte mit schwarzen fürchterlichen Farben das Elend, das Aberglaube und Pfaffenbetrug über die Erde gebracht, und lief diesen engen armseligen Kreis von Ideen so oft, mit so mannichfaltigen Wendungen, wieder durch, daß Herr von Bertheim alle Lust ihn zu widerlegen verlor und nur auf Mittel sann, wie er sich losreissen könnte. Er fand das Genie des Monſ. Le Grand zu bewundernswürdig, als daß ers wagen könnte, sich mit ihm einzulassen; er begriff nicht, wie so viel Gründlichkeit sich mit so viel Wohlredenheit verbinden ließe und bat um Zeit, alles das Schöne und Große, was er gehört hätte, zu fassen und zu durchdenken. Monsieur Le Grand, ohne den geringsten Argwohn von Ironie, die ihm für einen Deutschen eine zu kühne Figur

schien,

schien, schmeichelte sich mit der Ehre, Herrn von Bertheim noch öfter zu unterhalten, und die atheistische Declamation hatte ein Ende. —

Die Scene dieser Unterredung war ein Garten auf dem Landgute der Marquise von Vaillac, einer erklärten Gönnerin und Beschützerin des Monsieur Le Grand, den sie, als einen vortreflichen Kopf, zu allen ihren Soupers und Landparthien zog. Die gute Dame war nicht mehr jung genug für die Liebe und noch nicht alt genug für die Andacht: sie hatte sich, um in der Zwischenzeit glänzen zu können, in die Metaphysik geworfen, sammelte sich durch witzigen Spott über Himmel und Hölle reichen Stoff für die künftige Buße, und arbeitete jetzt mit an der Bekehrung des jungen Deutschen, um dessen vortheilhaftes Aeussere ihr es wehe that, das Innre noch so verfinstert zu finden. —

Indem unsre Weltweisen um eine Ecke der hintersten großen Allee des Gartens beugten, fanden sie sich plötzlich vor einem wilden unbebaueten Platze, der mit dem zu gekünstelten, in zu regelmäßige Form gezwungenen Garten einen nicht unangenehmen Absatz machte. Sie traten hinaus und standen hier bald vor einer Reihe

Bienenkörbe stille, deren kleine Bewohner die Nahrung, die ihnen der Garten so reichlich darbot, mit emsigem Fleis in die Zellen trugen.

Wie unendlich viel angenehmer, fing Herr von Bertheim an, ist doch der Anblick des Lebens, als aller, auch der reizendsten, leblosen Schönheit! Wie weit mehr, als alle die Gänge und Blumen des Gartens, den wir verlassen haben, ergötzt mich die Betrachtung dieser glücklichen Bürger eines so ordnungsvollen, so freyen, so ruhigen kleinen Staats! —

„Und der Anblick ihres Fleisses, ihrer Geschäftigkeit, setzte Monsieur Le Grand sehr richtig hinzu: denn sehen Sie, wie das unablässig kommt und geht; wie das eilt und wimmelt; wie das keinen Augenblick rastet."

Ja wohl! Und vollends erst der Zweck dieses Fleisses! die Auferziehung einer hofnungsvollen Nachwelt! die Ernährung der kleinen künftigen Bürger! —

„Die denn doch aber nicht Haupt-, nicht einziger Zweck ist.„

Ich weiß. Und wenn auch nicht einziger, da freylich diese Arbeiter auch für das eigne künf-

künftige Bedürfnis sammeln; so ist sie doch immer Mitzweck: und Jungenpflege, wo ich sie in der Natur nur gewahr werde, ist mir überall so anziehend, so rührend! Jedes, auch das verächtlichste Thier, so bald es mir als aufmerksame liebende Mutter erscheint, ist mir gleich so achtungswürdig, so unverletzlich, so heilig!

„Aber, mein Herr — daß Sie von Jungenpflege sprechen, das ist schon recht: allein Sie sprechen nun auch von Müttern. Sie sollten noch nie gehört haben —?“ indem er einhielt.

Noch nie gehört haben? Was? —

Es läßt sich nicht sagen, mit welchem großen Auge und welchem Blick voll Erstaunens Monsieur Le Grand zurücktrat. Daß man unfähig seyn könne, eine etwas verwickelte Kette abstrakter tiefsinniger Wahrheiten zu fassen, begriff er; denn nur zu oft war ihm die großmüthige Absicht, andre bis zu sich selbst zu erheben, verunglückt: aber eine so tiefe Unwissenheit, und in der gemeinsten Naturgeschichte, als Herr von Bertheim zu verrathen schien, war ihm nicht vorgekommen. Dennoch befand es sich bey der Nachfrage nicht anders: Herr von Bertheim,

so

so viel Bienenzucht er auf seinen eigenen Gütern trieb, hörte jetzt zum ersten Male in seinem Leben, daß alle die kleinen Fliegen, die er so fleissig arbeiten sähe, ohne Geschlecht und ohne Zeugungskraft wären; er fand es zwar unglaublich und wider alle Analogie der Natur; allein er mußt' es endlich für Wahrheit nehmen, da Monsieur Le Grand ihm auf Ehre versicherte, daß es so wäre.

Gestehn Sie indessen, fing er nach mehrern Ausdrücken seines größten Erstaunens an, daß die Sache nicht wenig sonderbar ist. Denn die hier arbeitenden Bienen sind doch wohl nimmermehr so alt, als die Welt? sind doch wohl auch, wie alle andern irdischen Wesen, sterblich? — Gleichwohl, wenn Sie ohne Zeugungskraft sind — —

„Nun?“

Wie soll ich da immer und ewig ihren Ursprung begreifen? Woher, soll ich denken, daß nach dem Tode der alten Schwärme die neuen kommen?

„Woher? sagte Monsieur Le Grand und konnte unmöglich ein kleines spöttisches Lächeln

lassen. Sind denn die hier sichtbaren arbeitenden Bienen die einzigen in der Natur? Müssen denn nothwendig alle Bienen ausfliegen und Honig machen? — Lassen Sie sich sagen, mein Herr! — indem er in selbstzufriedner Stellung, mit ausgestrecktem Finger und weitgesperrten Füßen, vor ihn hintrat — dort innerhalb dieses Korbes, und so innerhalb jedes andern, wohnt eine kleine Königinn, die von ihrem männlichen Serail, wie ein Sultan von seinem weiblichen umgeben, in ganz eigentlichem Sinne das ist, was sich unsre Königinnen nur nennen: Landesmutter; eine Gottheit, an deren Daseyn dieses ganze System, diese ganze kleine Welt hängt, und die in ihrer stolzen seligen Unthätigkeit —

Eine Gottheit? fiel ihm Herr von Bertheim ins Wort, und schlug, nach einem kleinen flüchtigen Lächeln, den Blick wie beschämt zur Erde nieder.

„O, Sie verstehen mich, hoff' ich. Eine Gottheit, wie eine Königinn; nur der Aehnlichkeit wegen! nur weil diese innre verborgne Biene die erste Person ihres Staats ist, weil sie allein ihn zusammenhält, weil ohne sie sich alles zerstreuen, alles verlieren würde.

Ja dann — Aber nach Ihrer Beschreibung dieser Biene, dieser innern verborgnen Biene, wie Sie sie nennen, muß sie wohl auch eine ganz andre Beschaffenheit, eine ganz andre Natur haben, als die bisher mir bekannten Bienen?

„Wenigstens ist sie größer, hat einen andern Bau, eine andre Lebensart, andre Instinkte." —

Daß ich also noch gar keinen Begriff von ihr habe? daß sie für mich im Grunde so viel wie Nichts ist?

„So viel wie Nichts? — Ist denn gleich Alles Nichts, wovon Sie nicht den hellen, den vollen Begriff der Anschauung haben? Muß denn Alles, was für Sie etwas seyn soll, mit Augen können gesehn, oder mit Händen gegriffen werden? — Einmal sind doch diese Bienen in der Natur; Sie sehen sie, hören sie; Sie dürften sie nur reizen, um auch ihren Stachel zu fühlen: und so denk' ich, wenn diese Wesen nicht aus dem Nichts haben hervorspringen sollen — ich denke, Sie werden mir meine Mutterbiene schon müssen gelten lassen."

Verzeihn Sie! Ich hätte Lust, sie zu läugnen.

„Wie? sie zu läugnen? — Wenn Sie mir gleichwohl eingestehen, daß diese sichtbaren arbeitenden Bienen ohne Geschlecht sind?"

Wenn ich dieses auch eingestehe. Das thut hier nichts.

„Thut hier nichts? — Nun beym Himmel! — und er lachte, daß die Thränen ihm aus den Augen liefen — Sie sind von einer Naivetät zum Erstaunen. Wie in aller Welt wollen Sie denn nun den Ursprung der Bienen begreifen? Wo glauben Sie, daß die neuen Schwärme herkommen sollen? — Oder sind Sie etwa schon wieder in Ihrem Schöpfungssystem? Haben Sie schon wieder Ihre erste Grundquelle der Wesen im Sinne?"

O Monsieur Le Grand! — mit einer Mine, als ob er im Ernst empfindlich wäre — ein Mann, wie Sie, könnte spotten, wo er Gelegenheit zu belehren hätte? Ich bin ja einmal Ihr Schüler. — — Doch, Sie wollten auch wol nicht spotten, sondern nur meinen Scharfsinn wecken. Sie wollten versuchen, ob ich aus den Principien, die Sie mir so großmüthig mitgetheilt, das Räthsel nicht von selbst würde lösen können. Und wirklich — je mehr ich der Aufgabe

nachdenke — es ist mir, als ob ich schon einen Schimmer von etwas sehr Schönem, sehr Bündigem sähe.

„Worauf ich unendlich neugierig bin. Ich versichere Ihnen.“

Wenigstens ist es ganz nach Ihrem eigenen Muster.

„Schön! Um so lieber werde ich mirs gefallen lassen.“

Vielleicht. — Doch um, als Anfänger im Denken, nicht etwa Fehler zu machen; erlauben Sie, daß ich mein Muster noch einmal vor mir aufstelle und Ihr ganzes Räsonnement wiederhole! Behaupteten Sie nicht, als denkender Atheist, der sich von den Vorurtheilen der Erziehung losgerissen, daß die Idee einer unsichtbaren, verborgnen, nach keiner ihrer Eigenschaften begriffnen Gottheit eine hirnlose Idee, und daß es der wahnsinnigste aller Einfälle sey, durch so eine Gottheit die Entstehung einer Welt zu erklären?

„Nun ja! Und die Anwendung?“ —

Behaupteten Sie nicht ferner, als gründlicher Materialist, der sich durch keine Schattenbilder der Einbildung täuschen läßt, daß die Idee

eines Geistes, eines sich selbst bestimmenden, mit Freiheit handelnden Wesens thöricht sey, und daß, eigentlich zu reden, alle Bestimmung, alle Bewegung von außen mitgetheilt werde?

„Das behauptete ich; allerdings!"

Wohl! — Sagten Sie nicht, daß alle Dinge nur durch Bewegung der Materie entstanden wären? und müssen Sie also, wenn alle Bewegung von außen kommt, nicht zugeben, daß der Grund des Daseyns und der Einrichtung keines Dinges in ihm selbst liege?

„Freilich! Und haben Sie Zweifel dagegen?"

Ich würde sie anführen. — Heißt Ihnen das: Kein Ding hat den Grund seiner Entstehung und Einrichtung in sich selbst, etwas anders, als: der Grund seiner Entstehung und Einrichtung, insofern er in ihm selbst liegt, ist Nichts?

„Wenn Sies so lieber hören — was liegt am Ausdruck, mein Herr?"

Behaupteten Sie nicht, daß die Natur allein die gesuchte, nothwendige, ewige Ursache, die alleinige Quelle der Bewegung sey, die Alles wirke, hervorbringe, bilde?

„Sehr richtig!" —

Und erklärten Sie nicht diese Natur durch den Zusammenfluß, die Summe, die Verbindung aller Dinge und aller Bewegungen, deren aber keine ihren Ursprung in den einzelnen Dingen selbst habe, sondern nur in der Kette des Ganzen?

„Wiederum richtig! — Aber ich sehe nicht ab, wo Sie mit diesen Fragen hinauswollen?"

Eben dahinaus, wo ich schon bin. Denn nur des großen, Ihrem Systeme so eignen, mir noch so neuen Grundsatzes wollt ich gewiß seyn: daß unzählig viel Nichtgründe in der Verbindung Grund, unzählig viel Nichtbewegungen in der Summe Bewegung geben, und daß also Nichts, zu Nichts hinzugethan, Etwas werde. Mit diesem Axiome gerüstet, geh ich nun muthig an meine Aufgabe, und bin gewiß, sie zu lösen. — Meine Gedankenfolge ist diese: Ich sehe hier Bienen arbeiten, die ohne Zeugungskraft sind; ich spüre Eindrücke von ihnen auf mein Gesicht, mein Gehör, meinen Gaumen, auch, wenn ich sie reize, auf mein Gefühl: ich kann ihr Daseyn nicht läugnen. Gleichwohl begreife ich auch, daß sie den Grund ihrer Entstehung außer sich haben; daß sie nicht von sich selbst sind, nicht ewig. Wo soll ich denn aber sonst ihren Ursprung

suchen?

suchen? In andern ihnen ähnlichen Bienen? — denen fehlt, so gut wie ihnen selbst, die erzeugende Kraft. — Also etwa in einer Mutterbiene, die eher als sie und von ihnen verschiedner Natur sey? — Aber wo wäre denn die? Und was sollte ich mir für einen Begriff von ihrer Beschaffenheit machen? — Nein, das wäre sehr thöricht, wenn ich nach leeren Unwesen haschte, und Wirklichkeiten durch Namen, durch Schall erklärte. — Besser, ich fasse die sämmtlichen Bienen, die hier und anderswo arbeiten, in den allgemeinen Begriff: Bienenall; ihre sämmtlichen Zeugungskräfte in den allgemeinen Begriff: Bienennatur. Nun ist zwar freylich jede dieser Zeugungskräfte, einzeln genommen, ein bloßes Unding, ein Nichts — aber wenn gleich! Unendlich viel Nichts, hab ich gelernt, giebt in der Summe allwirkendes Etwas; und so werden unzählig viel Unmöglichkeiten zu zeugen, in Einen Begriff verbunden, zu Möglichkeit, zu mehr als Möglichkeit werden, zu wirklich zeugender Kraft. So also, durch eine aus Nichts zusammengeflossene zeugende Kraft, kamen diese Bienen zum Vorschein; so entstand, was den Grund seines Daseyns nicht in sich selbst, nicht in Dingen sei-

ner eigenen Art haben konnte, und ihn doch auch in Nichts Verschiedenem hatte. — — Nun, Monsieur Le Grand? Sehen Sie, daß ich Ihre Gedankenkette gefaßt habe, und daß ich ohne Mutterbiene davon komme? daß ich dieses verborgene, ungesehene, so wenig von mir begriffene Wesen nicht brauche? daß ich mich nur lächerlich würde gemacht haben, wenn ich mich so leicht hätte fangen lassen? Oder finden Sie etwa meine Erklärung nicht genugthuend? nicht für den gemeinsten Verstand evident?

„O ausnehmend genugthuend, ausnehmend evident! sagte Monsieur Le Grand, und zuckte voll Bedauerns die Achseln. — Theilen Sie Ihre Ideen dem Publikum mit! Es wäre Jammer, wenn sie verloren gingen.

Wenn Sie so meinen — —

„Ich versichere Ihnen: Sie werden davon Ehre haben, alle ersinnliche Ehre! —

Die ich demjenigen zurückgeben werde, dem sie gebührt. — Mit diesem kühlen Tone verlor sich die Unterredung, und beide gingen nun schweigend neben einander her an die Tafel. —

Monsieur Le Grand konnte die Zeit nicht erwarten, wo er mit der Marquise und der übri-

ge.

gen Gesellschaft allein wäre, um ihnen von dem Vorgefallenen Bericht zu geben. Doch versteht sich, daß er Alles dasjenige verschwieg, was seinem System, oder ihm selbst zum Nachtheil gereichte. — So eine Unwissenheit und so eine Albernheit, wie die: durch lauter Zeugungsunfähige Wesen Zeugung erklären zu wollen, konnte nicht fehlen, Gelächter, Verachtung, Mitleiden, Spott, eins ums andere, zu erwecken. — Aber, sagte zuletzt die Marquise; gestehen Sie mir, meine Herren, daß eine so ungeheure Stupidität doch nirgends, als jenseits des Rheins, erhört ist. Denn hier in Frankreich, dem Himmel sey Dank! sind wir doch eine ganz andre Menschenart; haben doch ganz anders organisirte Gehirne. — Ja wohl! ja wohl! riefen Alle, und dann erhob sich ein lebhafter Streit: ob die Ursache dieser Stupidität mehr im Klima, oder im Gouvernement, oder in der Erziehung, oder in irgend sonst etwas läge? Indessen über die Sache selbst war man einig: und Herr von Bertheim, so viel Hofnung Anfangs die Marquise von ihm geschöpft hatte, sank auf einmal in eine tiefe Verachtung.

J. J. Engel.

Zweiter Beitrag

zu einem Lesebuche für militärische Schulanstalten.

Mein Vorschlag zu einem Lesebuche für militärische Schulanstalten ist von vielen Freunden und Beförderern des Guten mit Beifall aufgenommen worden; und Herr Prediger Koblank hat mit denen Anekdoten, die ich im vierten Theile dieses Lesebuchs für alle Stände habe abdrucken lassen, zur Ausführung desselben auf eine mir höchst angenehme Weise hülfliche Hand gebothen; allein die wenigsten Erzählungen sind so genau beurkundet, wie ich es wünschte, um damit den Zweck ganz zu erreichen, den ich in meinem kleinen Aufsatze darüber (S. 3ter Th. S. 121) angegeben habe. Desto angenehmer war es mir, daß mein sehr werther Freund, der Lieutenant bei dem Herzogl. Friedrich von Braunschwei-

schweigischen Regimente, Herr von Bölzig, sich geneigt finden ließ, mir nachstehende Geschichten mitzutheilen, die sowohl wegen der darin vorkommenden Züge, als wegen ihrer Einkleidung vollkommen der Absicht, wozu sie bestimmt sind, entsprechen. — Hier ist des Herrn v. Bölzig Brief an mich. Möchten dadurch mehrere Zeugen edler Gesinnungen und Thaten veranlaßt werden, solche ebenfalls bekannt zu machen, und sie durch eine eben so vollständige Angabe der Namen des Ortes und der Zeit zu vergewissern.

Da Sie, m. F. durchaus darauf bestehen, daß ich Ihnen einige von den militärischen Anekdoten, die ich neulich erzählte, schriftlich mittheilen soll; so muß ich schon gehorchen. Ich kann mich aber nur auf einige wenige einlassen, für deren Wahrheit ich bürgen kann; denn die meisten Geschichten dieser Art sind Erfindungen eines müßigen Kopfes, die entweder nie, oder doch unter ganz andern Umständen in der Reihe der Dinge existirt haben. Daraus folgt indessen keineswegs, daß wirklich nur wenige Handlungen unter den gemeinen Soldaten vorfielen, die

sich

sich durch ihren inneren Werth und durch ihr edles Gepräge auszeichneten, und sowohl zur Ehre des Standes, als der Menschheit auf die Nachwelt fortgepflanzt zu werden verdienten. O nein! es mangelt nicht an Thaten dieser Art, meistentheils fehlt es nur an dem aufmerksamen Beobachter, der, was unter seinen Augen geschieht, aufzeichnete, und zur Aufmunterung für andere bekannt machte. Ein gefühlvolles Herz kann kaum eine größere Wollust empfinden, als wenn es in einem Stande, bei dem zur Zeit des Kriegs sich fast alles vereinigt, den größten Theil seiner Mitglieder, besonders den gemeinen Mann, hart und gegen die Leiden seiner Nebenmenschen unempfindlich zu machen, gleichwohl in derselben Zeit Tugenden und edle Handlungen von so mancherlei Art hervorsprießen sieht, die um so viel schöner und edler sind, weil ihre Quelle ganz rein, und von keiner derer Nebenabsichten vergiftet ist, die so manche glänzende That, welche mit Lärmen ausposaunt und mit Bewunderung angestarrt wird, zur alltäglichsten Sache herabwürdigen würden, wenn sie bekannt werden sollten. Beim Soldaten fällt alle Affectation weg, keine Stunde seines Lebens sicher handelt er bloß

nach

nach seiner Ueberzeugung von dem, was er als Recht und Pflicht erkennt, es sey als Mensch, oder als Soldat. Die innere Beruhigung, die er dadurch erhält, ist sein ganzer Lohn. Er verlangt auch weiter keinen, und die Beschuldigung, daß er etwa so handle, um nur gelobt oder belohnt zu werden, würde eben so hart als ungegründet seyn; da er oft sehr viel aufopfert, wofür er keine Belohnung zu erwarten hat. Denn entweder gehört die That nicht unter die Classe derjenigen, die im Kriege nur allein belohnt werden, oder er weis, daß eben sowohl er, als die, von denen er Belohnung erwarten könnte, vielleicht in der nächstfolgenden Stunde nicht mehr sind; es fällt folglich alle Speculation hinweg, und gegenwärtiger Genuß eines edlen Bewustseyns ist alles, worauf er mit Zuverläßigkeit rechnen kann; zumal da ihn dies noch obenein vielleicht für den Spott seiner leichtsinnigern Cammeraden (denn auch deren giebt es leider! genug) schadlos halten muß. Oft weis er in der That nicht einmal, daß er etwas Vorzügliches gethan hat, und ich habe es mehrmals erlebt, daß der ehrliche Soldat, den man wegen einer guten That lobte, sich unverstell

stellt verwunderte, wie dergleichen einige Aufmerksamkeit erregen können. „Es ist ja Schuldigkeit, sagte er, denn unser Herr Gott hats ja befohlen!“ Verlangt und hoft er Belohnung, so ists gewiß keine irdische, sondern die, die ihm die Religion verheißt, wenn er ihr mit redlichem Herzen treu ist.

Eine Folge dieses schönen Gefühls und dieser höhern Bewegungsgründe war folgende edle That des Grenadier Hubert, vom Regiment Sr. Durchl. des Herzog Friedrich von Braunschweig, des Hauptmann von Dyherr Compagnie. Dieser Hubert lag im Jahr 1778 im Lazarethe zu Neiße. Neben ihm lag ein Füselier vom Regiment von Luck, dessen Frau nebst einem Kinde kurz vorher gestorben war, und ihm einen Sohn hinterlassen hatte. Der Füselier starb im Lazarethe und sein Sohn, ein Knabe von zehen Jahren, war von aller Welt verlassen. Sein Schicksal ging dem rechtschaffnen Hubert nahe. Er suchte ihn zu trösten, indem er ihm versprach, wenn er Zutrauen zu ihm haben wollte, Vaterstelle an ihm zu vertreten. Und ohnerachtet er nichts als sein Tractament zu verzehren hatte, hielt er sein Wort treulich. Als er wieder

der genesen war, nahm er den Knaben mit nach Jägerndorf, wohin das Bataillon gegangen war, er kleidete und pflegte ihn, und that mehr an diesem Verwaiseten, als tausend leibliche Eltern an ihren Kindern thun. Da endlich der Friede geschlossen wurde, brachte er ihn mit hieher nach Berlin, schickte ihn in die Schule, und gab ihn nachmals bei einem Flormacher in die Lehre. Hubert hat selbst Kinder, aber nie fand man, daß er einen Unterschied zwischen seinem angenommenen Kinde und seinen eigenen gemacht hätte. Er behandelte sie alle mit gleicher Zärtlichkeit, und was desto bewundernswürdiger ist, seine Frau hat ihm nie den geringsten Vorwurf gemacht, daß er bei ihren Umständen, die sie kaum vor eigener Noth sicherten, noch einen neuen Kostgänger mitgebracht hätte; sie verpflegte ihn vielmehr nach ihrem besten Vermögen, und behandelte ihn liebreich. — Vorzüglich schön zeichnete sich die Denkungsart dieses würdigen Grenadiers aus, da er für alle seine Wohlthaten nicht den Dank erhielt, den er hätte erwarten können. Der Knabe nämlich hatte begüterte Anverwandten in Schlesien, die ihn ausgekundschaftet hatten, und ihm unter der Hand

sagen

sagen ließen, er möchte zu ihnen kommen. Da ein Lehrbursche von dem Flormachergewerk schon einen Wochenlohn bekömmt, so nahm Hubert denselben nach sich, um seinen Pflegesohn davon zu bekleiden und zu beköstigen. Dieser fürchtete, Hubert möchte deswegen seiner Abreise entgegen seyn, verließ seinen Wohlthäter heimlich, ohne ein Wort zu sagen, und schrieb erst, da er bei seinen Anverwandten angelangt war, warum er weggegangen sey. „Ich kanns ihm nicht verdenken, sagte der gute Mann, mit dem Tone eines verkannten und dadurch gekränkten Herzens, daß er zu seinen Verwandten ging, wo ers besser hat, als bei mir; nur sagen hätte er mirs können, und ich würde mich über sein Glück gefreut haben. Entgegen wäre ich ihm nicht gewesen; Gott behüte mich davor!" — Dann ein frommer Wunsch für sein künftiges Wohl, und ein Lob seiner guten Eigenschaften! — —

Sagen Sie mir, Freund, wie hoch steht dieser Mann auf der Stufe des edlen Gefühls! wie weit ragt er über die Zahl so vieler empor, deren Ruhm gleichwohl so laut verkündigt wird! Des Tags 1 Gr. 6 Pf. alle vier Tage 6 Pfund Brod,

und alle Woche ein Pfund Fleisch, — das war alles, was er mit seinem angenommenen Kinde zu theilen hatte, und er theilte es freiwillig mit ihm, ohne daran zu gedenken, daß er sich durch seine Menschenliebe selbst alle Erquickung entzöge, die ihm doch damals bei den vielen Beschwerlichkeiten zur Erhaltung der nöthigen Munterkeit und Stärke so höchst nothwendig war. Wie viele würden wir wol finden, die auf ihrer seidenen Weste der Stickerei entsagen, oder auf einige Zeit statt des Achtundvierziger, eine jüngere Sorte Rheinwein trinken möchten, um mit dem Ersparten einen Unglücklichen zu unterstützen, eine verlassene Waise zu retten —! Hubert that mehr, er schränkte sich auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse ein, um der Retter eines Bürgers zu werden, der dem Staate einst nützlich werden kann; bei den Römern wäre er mit einem Eichenkranz gekrönt worden, und hätte allgemeine Achtung genossen!

Ein Beispiel von feinem Gefühl für Ehre und Rechtschaffenheit gab der Grenadier Saal von eben dem Regimente, des Herrn Obrist-

wachtmeister v. Sydow Compagnie. Ihm wurde 1778 bei Weißkirchen der Arm zerschmettert. Er kam nach Neiße ins Lazareth. Sein Arm wurde zwar geheilt, man erklärte ihn aber zugleich für unfähig fernere Dienste zu thun. Mit dem Atteste hierüber, lieferte man ihn, nach dem geschlossenen Frieden an das Bataillon ab, als dasselbe seinen Rückmarsch durch die Gegend von Neiße nahm. Das Bataillon nahm ihn mit hieher, um ihm so lange sein Tractament zu geben, bis er im Invalidenhause könnte untergebracht werden. Unterdessen daß er auf eine erledigte Stelle wartete, brauchte er für sich Umschläge, fing an Besserung zu spüren, fuhr damit fort, und versuchte von Zeit zu Zeit, ob er wiederum die Handgriffe mit dem Gewehr machen könnte. Endlich fühlte er in seinem Arme Stärke und Geschmeidigkeit genug, um wieder zu exerciren. Sogleich meldete er sich bei seinem Major, und verlangte wieder in Reih und Glied gestellt zu werden, welches mit Bewunderung der seltenen Tugend dieses braven Mannes angenommen wurde, da er den ferneren Kriegsdienst, in dem ihn vielleicht noch schwerere

Wunden erwarten, einer ruhigen Versorgung wo er in stiller Muße seinen Lebensrest beschließen konnte, blos deswegen vorzog, weil er diese Wohlthat seines Königs auf Kosten der Wahrheit und Rechtschaffenheit durch eine ihm fremde, niedrige, sein Gefühl beleidigende Verstellung hätte erkaufen müssen.

Auf eine ähnliche Art zeichnete sich durch Rechtschaffenheit und Treue der Musquetier Tiemann von der Leibcompagnie desselben Regimentes aus. Dieser kam, als die Armee 1778 bei Lauterwasser ihr Lager aufgeschlagen hatte, zu seinem Commandeur, dem jetzigen Herrn Hauptmann von Schierstädt, und sagte ihm: „er habe jetzt eben sein Zelt auf seinem eigenen Grund und Boden aufgeschlagen. Wegen seiner Abwesenheit habe sein Bruder sein Bauergut übernommen, und nun wolle er den Herrn Lieutenant bitten, ihm zu erlauben, daß er in das Dorf gehen, die Seinen besuchen, und ihnen vielleicht nützliche Dienste leisten könne.“ Herr v. Schierstädt glaubte, die ihm bekannte Rechtschaffenheit

dieses würdigen Soldaten nicht besser belohnen zu können, als wenn er ihm durch Erfüllung seiner Bitte die Größe seines Zutrauens bewiese. Tiemann ging in das Dorf, kam am Abend wieder, ging am folgenden Morgen aufs neue, und fuhr damit so lange fort, als die Armee da stand. Da die Mannspersonen aus den Böhmischen Dörfern sich meistentheils hinter die Kaiserliche Armee geflüchtet hatten, so befanden sich sehr wenige in ihren Häusern; und da Dörfer, die so nahe an ein Lager stoßen, und woraus die Armee Stroh, Holz, Wasser ꝛc. holet, nicht immer das beste Schicksal haben, zumal wenn, wie hier der Fall war, alle Wirthe geflüchtet sind: so vertrat Tiemann, weil sein Bruder ebenfalls geflohn war, die Stelle des Wirths, und hatte das Vergnügen, beim Abmarsch, seiner Familie alles so hinterlassen zu können, wie er es gefunden hatte. Seine Anverwandten und Freunde baten ihn, zurück zu bleiben, und versprachen, ihn sicher durchzubringen, (welches auch dort sehr leicht war,) aber er antwortete ihnen mit edlem Unwillen: „Pfui! schämt euch, so etwas von mir zu fordern!

Ich

Ich habe einen Eid gethan; und wäre auch das nicht, mein Lieutenant hat mirs zugetraut, daß ich ehrlich seyn würde, ich kann ihn nicht betrügen." Mit ruhigem Herzen verließ er den Ort, wo er seine Jugend zugebracht, wo er seine Freunde und sein Eigentum hatte, und folgte der Fahne des Königs, dem er geschworen, indem er Gott, von dem er immer ein herzlicher Verehrer war, sein ferneres Schicksal befahl. Noch jetzt freut er sich so innig, daß er seiner Pflicht getreu geblieben ist, und begnügt sich mit dem Bewußtseyn, seinen Verwandten, die ihn vergessen hatten, und jetzt wieder vergessen, nützliche Dienste geleistet und ihr unedles Betragen aufs edelste vergolten zu haben. —

Wenn der Soldat, der schon einen Feldzug mit gemacht hat, und alle Beschwerlichkeiten kennt, die daselbst seiner warten; wenn dieser in der Garnison, von seinen Talenten unterstützt, ein angenehmes mit Bequemlichkeit und Achtung verknüpftes Leben genießt, und der Ruf des Kriegs ihn nöthigt, dies alles

zu verlassen; wenn ihm dann freigestellt wird, in der Garnison zurück zu bleiben, um seine bisherige Lebensart fortzusetzen, und er doch ein solches Anerbieten mit aller Würde des Mannes von Ehre verwirft: so muß er in der That ein sehr edler Mann seyn. Hiervon gab der Soldat Stürzenbacher von der Leibcompagnie desselben Regiments ein achtungswerthes Beispiel. Dieser Mann, dessen Figur und Charakter gleich schön ist, wurde in dem Kriege von 1756 gefangen. Der Marggraf Carl, dem seine glückliche Bildung auffiel, schickte ihn hieher nach Berlin, wo Se. Königl. Hoheit zum Behuf Ihrer Compagnie eine Anzahl großer Leute unterhielten. Hier machte er mit einem Maler Bekanntschaft, fand an dessen Kunst Geschmack, legte sich darauf, und brachte es in einigen Jahren zu einem beträchtlichen Grade von Vollkommenheit. Seine Arbeiten werden von Kennern so sehr geschätzt, daß er ihre Freundschaft und allgemeine Achtung genießt; und da er die Zeit, in der er vom Dienste frei ist, mit vieler Emsigkeit malt, so verschaft er sich dadurch ein sehr gemächliches Auskommen. Beim Ausmarsch 1778 trug

sein gnädiger Chef, der Herzog Friedrich von Braunschweig, ihm an: er sollte hier zurückbleiben, und es solle ein anderer Mann für ihn eingestellt werden, da verschiedene Uebercompletten bei der Compagnie vorhanden wären. „Ich danke Eurer Durchlaucht, antwortete Stürzenbacher, unterthänigst für Dero hohe Gnade; aber so lange ich die Uniform trage, habe ich keine andere Ehre, als die, daß ich die Pflicht des Soldaten, sie sei so leicht oder so schwer als sie wolle, aufs pünktlichste erfülle. — Der Gedanke: deine Cameraden sind jeglicher Gefahr ausgesetzt, und du sitzest hier in Ruhe, würde mir unerträglich seyn. Wenn sie zurück kämen, könnte ich keinem von ihnen ins Auge sehen, ohne zu erröthen, und dadurch würde mir ja doch mein ganzes künftiges Leben verbittert. Ich bitte Eure Durchlaucht unterthänigst, lassen Sie mich mit marschieren.“ — Eine ähnliche Antwort gab der Musquetier Tramitz, auch von diesem Regimente. Da derselbe noch jung, sehr groß aber schwächlich gebaut war, so befürchtete sein Chef, der würdige Major v. Schladen, er möchte die Beschwerlichkeiten des Kriegs nicht ertragen

 kön-

können; und da einige selbst geworbene Uebercompletten bei der Compagnie waren, so wollte der Herr Major mit Erlaubniß des Chefs vom Regimente sowohl, als des Inspecteurs, einen andern für den Tramitz einstellen; allein dieser verbat es mit einem gleich edlen Gefühle, und was den Werth desselben noch erhöhte, so hatte er seine Verwandten hier, hatte eben ein Mädchen, das er sehr liebte, geheirathet, und konnte wegen seines hinlänglichen Auskommens völlig gesichert seyn, weil er ein geschickter Spanischtuchweber ist.

Nicht selten sieht man Beispiele von Galanterie, die den romantischen Zeiten der Ritterschaft würden Ehre gemacht haben. Als z. E. der Generallieutenant von Anhalt mit seinem Corps von Welsdorf nach Burkersdorf marschirte, traf seine Avantgarde auf eine österreichische Patrouille, welche geworfen, verfolgt und größtentheils zu Gefangenen gemacht wurde. Ein Husar vom Regiment v. Rosenbusch traf beim Nachhauen in einem hohlen Wege auf einen feindlichen Rittmeister.

Bei

Bei dem ersten Hiebe, den der Husar that, zersprang sein Säbel; sogleich faßte er das Pistol, parirte damit den Hieb des Rittmeisters, und gab ihm zugleich mit eben demselben einen so heftigen Schlag an den Kopf, daß er dadurch betäubt, den Säbel sinken ließ. Nun faßte ihn der Husar so fest um den Leib, daß er sich für seinen Gefangenen erklären mußte. Der Husar forderte ihm hierauf, nach Gebrauch, seine Börse und übrigen Kostbarkeiten ab. Als er alles empfangen hatte, bemerkte er noch einen kleinen goldenen Ring an der Hand des Rittmeisters, und verlangte auch den noch. Der Rittmeister bat ihn, mit der übrigen ansehnlichen Beute zufrieden zu seyn, und ihm den Ring zu lassen, der ohnehin von keinem Werthe, ihm aber sehr schätzbar wäre, weil er ihn zum Andenken einer geliebten Person zeitlebens zu tragen wünschte. Der Husar beharrte mit unerbittlicher Hartnäckigkeit bei seiner Forderung. Der Rittmeister gab endlich nach, und zog den Ring vom Finger, der Husar nahm ihn, betrachtete ihn einige Augenblicke aufmerksam, und gab ihn darauf mit den Worten zurück: „Tragen

Sie diesen Ring nunmehr auch zu meinem Andenken, Herr Rittmeister."

Für die Wahrheit folgender rührenden Anekdote kann ich mich nicht selbst verbürgen; ich habe sie aber von einem Officier des Graf Hordtschen Freiregiments, der ein sehr gesetzter Mann war, und mir versicherte, von der letzten Scene in der Geschichte selbst ein Augenzeuge gewesen zu seyn. Bei einem Scharmützel, welches ein Detaschement Husaren vom Regiment von Usedom, mit einem Oesterreichischen, im letzten Kriege hatte, kam ein Husar dieses Regiments von dem großen Trupp ab. Ein österreichischer Husar hatte dasselbe Schicksal, und indem ein jeder wieder zu seinem Geschwader zu kommen suchte, begegneten sie sich. Es entstand ein langes und hartnäckiges Gefecht; jeder bekam Wunden, aber der Vortheil blieb gleich; beide, an Muth und Geschicklichkeit einander gewachsen, setzten ihren Zweikampf fort, ohne daß weder der eine noch der andere größere Hoffnung zum Siege hatte. Endlich entdeckte eine preußische Vidette,

dette, die ohnweit davon auf einer Anhöhe hielt, die beiden tapfern Kämpfer, und eilte, ihrem Cameraden beizustehn. Der Ungar, der das Gesichte nach der Vidette hingekehrt hatte, sah diese auf sich zu eilen. „Halt, schrie er, Camerad, ich bin dein Gefangener. Du bekommst Hülfe, und bist ein viel zu braver Kerl, als daß du mit jenem, der nichts gethan hat, die Beute theilen solltest.“ Mit diesen Worten gab er ihm seinen Säbel, und zog zugleich alles, was er kostbares bei sich hatte, hervor, um es seinem Sieger abzutreten. Dieser, durch die Großmuth seines braven Feindes gerührt, wollte ihm darinn nichts nachgeben, und weigerte sich durchaus, irgend etwas anzunehmen. Der Ungar bestand darauf: es wäre eine rechtmäßige Beute, die dem Ueberwinder gebühre, und wäre jener sein Gefangener geworden, so würde er selbst ihn eben so behandelt haben. Endlich nach langem Streite kamen sie überein, beide zu theilen. Dies geschah auf der Stelle, und darauf eilten sie zur nächsten Feldwache, um sich verbinden zu lassen. Hier fanden sie nur einen Feldscheer, und es entstand ein neuer Streit, wer

von ihnen zuerst verbunden werden sollte. „Ich bin, sagte der Preuße zum Ungar, hier Wirth, und du bist mein Gast, Camerad; ich weiß zu gut, wie der Wirth mit seinem Gaste umgehen muß, als daß ich dagegen verstoßen sollte.“ Nein, antwortete der Ungar, ich bin dein Gefangener. Wer weiß, wenn eher ich ausgeliefert werde. Mein Kaiser verliert also nichts, wenn ich ein wenig länger im Lazarethe bleibe. Dein König hat aber einen tüchtigen Mann weniger, so lange du hier bist. Du bists ihm schuldig, dich bald verbinden zu lassen, damit du bald wieder dienen kannst. Und, setzte er endlich hinzu, hättest du bald anfänglich nachgegeben, so könnten wir schon beide verbunden seyn.“ — Der Preuße willigte endlich ein, weil er sah, daß der Ungar mit Gründen eben so wenig, als mit dem Schwerdt zu überwinden war. Als beide verbunden waren, mußten sie sich trennen, weil der Gefangene nach dem Hauptquartier gebracht wurde. Sie thaten es, wie Männer, die sich kennen gelernt hatten, und fühlten, daß einer des andern werth wä-

re. Ihre Umarmung geschah stillschweigend, und mit Thränen der Rührung im Auge.

v. Bölzig.

Folgende, der eben jetzt erzählten sehr ähnliche Anekdote ist mir von dem Herrn Feldprediger Pappelbaum mitgetheilt worden, der ein Augenzeuge von derselben gewesen ist.

Unter den Gefangenen, welche am 25ten August 1778, ohnweit Trautenau, bei dem Rückzuge des kaiserlichen Generals von Wurmser, von preußischer Seite eingebracht wurden, befand sich unter andern auch ein Ungarischer Husar, den ein junger preußischer schwarzer Husar, nach einem nicht sehr gefährlichen Hiebe in der Schulter, zu seinem Gefangenen gemacht hatte. Als beide von ihren Pferden abgestiegen waren, und der preußische Husar das Pferd und die Rüstung übernommen hatte, nahm der Gefangene seinen Ueberwinder bei der Hand und sagte: „ich danke Dir, Camerad, daß du es so gut mit mir gemacht hast; du konntest mir eben sowohl den Kopf spalten."

Er

Er wollte ihm bei diesen Worten die Hand küssen, welches aber der junge Mann mit edlem Unwillen ablehnte. Jener überreichte ihm hierauf sein Geld, als den noch übrigen Theil der rechtmäßigen Beute, welches dieser aber ausschlug, indem er sagte: „Behalt, Camerad, was du hast. Du bist gefangen und verwundet; da brauchst du Geld. Ich bin vielleicht morgen, gefangen oder todt, was könnte mirs denn helfen?" — Nun, so mußt du wenigstens wissen, antwortete der Ungar, was du mir schenkst, und eine Kleinigkeit zum Andenken nehmen. Er zog seinen Beutel heraus, und zeigte acht bis neun Ducaten, und ohngefähr eben so viel an Silbermünze, wovon der Preuße ein Paar Stücke annahm. Als sie beide einen herzlichen Abschied von einander genommen hatten, ritt der preußische Husar zu dem commandirenden Officier, und bat ihn, dafür zu sorgen, daß seinem Gefangenen nichts von dem Gelde genommen würde, welches er ihm geschenkt hätte.

Nachstehender Geschichte gebe ich hier einen Platz, nicht als einem Beitrag zum

mili=

militärischen Lesebuche, sondern als einem Beispiele, wie klein und unabsehbar in einander gewebt oft die Umstände sind, die die ganze Wendung der Schicksale eines Menschen verändern.

Im Jahr 1756 bekam ein hiesiger Schumacher einen Lehrburschen aus der Gegend von Bernau, einem Städtchen zwei Meilen von Berlin. Der Meister gab ihm wenige Tage nach seiner Ankunft eine große Flasche, und etliche Groschen, mit dem Auftrage, Bernauer Bier zu holen. Der Bursche, dem es nicht einfiel, daß man auch in Berlin Bernauer Bier kaufen könne, machte sich mit seiner Flasche und dem Gelde auf den Weg nach Bernau, kaufte Bier, ruhte sich eine kurze Zeit, und trat dann den Rückweg nach Berlin an. Nahe am Thor begegnete ihm einer seiner Bekannten, der ihm sagte: sein Meister habe ihn überall suchen lassen, sei heftig gegen ihn aufgebracht, und werde ihn wahrscheinlich mit gewaltigen Schlägen bewillkommen. Dem Burschen ward bange, er vergrub seine Flasche mit Bier, und lief zu einem Husarenofficier, der ihn für das Regiment anwarb.

Nach

Nach geschlossenem Frieden 1763 kam zu eben diesem Schumachermeister ein Husarenofficier, bestellte sich Stiefeln, und lenkte das Gespräch auf jenen Lehrburschen. „Ich habe nichts weiter von ihm erfahren, sagte der Schumacher, wer weiß, was aus dem Schlingel geworden ist.“ — Aus dem Schlingel bin ich geworden, sagte der Officier, uud gab ihm freundlich die Hand. Der Schumacher, seine Frau und Kinder und Gesellen staunten ihn einen Augenblick an, glaubten aber bald, daß er mit ihnen scherze; bis er endlich ernsthaft dabei blieb, sie an allerlei kleine Umstände erinnerte, und sich auch durch ein ansehnliches Geschenk für das Gute dankbar bewies, was sie ihm ehemals erwiesen hatten. — Beim Nachgraben unter dem Baume vor dem Thor fand sich noch die Flasche mit Bier, die diesen ganzen Auftritt veranlaßt hatte, und an einem kleinen Feste, das der Officier seinen alten Bekannten gab, mit Ergötzen getrunken ward.

Ein Fragment über Menschenliebe.

Wörter haben das Schicksal der Menschen. Manches wird ohne sein Zuthun aus der Dunkelheit hervorgezogen, und glänzt auf einer erhabenen Stufe, ohne daß man immer begreifen kann, wie es dazu gelangt ist. Ein anderes, das lange verkannt und verachtet wurde, arbeitet sich endlich durch innern Werth empor; und manches wird allmählig, ohne seine Schuld, durch Zufälle von allerlei Art so herabgewürdigt, daß man sich beinahe seiner Gesellschaft schämen muß.

Das letztere Schicksal hat insonderheit seit einiger Zeit das Wott Genie erfahren. Es fehlte unserer Muttersprache an einem Ausdruck, jenes bewundernswürdige Geschenk des Himmels in seinem ganzen Umfange zu bezeich-

nen, vermöge dessen es unter vielen Tausenden nur hie einem und dort einem gelingt, sich mitten durch unwegsame Gegenden eine neue Bahn zu brechen, auf derselben mit Riesenschritten fortzugehn, und alle seine Gefährten keichend und muthlos hinter sich zurück zu lassen; — neue Gestalten zu schaffen und gleichsam die Form, worin sie gegossen wurden, zu zerbrechen, daß jeder Nachguß verunglücken muß. Wir entlehnten das Wort Genie, um damit, wie mit einem Ordensbande, diesen seltenen Vorzug zu beehren, aus Frankreich, wo man sich wunderte, was wir damit machen wollten, da ja ein Deutscher es doch nie, weder mit Recht noch mit Anstand, tragen könnte. Nur wenigen ward es zu Theil, weil in der That, — in Deutschland sowohl, als in Frankreich und überall, — in jedem Jahrhunderte nur wenige einen Anspruch daran haben. Anfänglich gehörte es, wie billig, zu den ausschließenden Vorrechten der Nation, die Mitwerber um dies Ehrenzeichen zu mustern, und es als einen Preis dem Würdigsten zuzuerkennen. Wie sich aber auf Universitäten altkluge Knaben nach Art der wahren Ordensbänder

bänder ein Afterbändchen schneiden und es mit gravitätischer Miene tragen, wenn sie es gleich — unter die Weste knöpfen müssen; so gings auch mit dem Ordensbande Genie. Eine Anzahl rüstiger Köpfe, die es übel aufnahmen, daß die Welt ihre Bockssprünge nicht für Noverrische Ballete halten wollte, machten ein Complot, sprangen durch einander herum, riesen sich so lange Bravo, Bravissimo zu, bis sie sämmtlich heiser waren, und hingen sich endlich nach der Reihe, mit aller ersinnlichen Würde eines competenten Richters, ihr selbstgeschnitztes Bändchen Genie um. Natürlich verlor das unschuldige Wort, durch jede Wiederholung der Posse, bei denen, die den wahren Orden nicht vom Nachschnitt zu unterscheiden verstanden so viel, daß selbst des guten Asmus willfähriger Esel sich sträubte, als er vernahm, daß es ihm beigelegt werden sollte.

Seit einiger Zeit hat man den Vorhang zu einem neuen Possenspiele aufgezogen, das diesem völlig ähnlich ist, nur mit dem Unterschiede, daß darin die Wörter eine Rolle spielen, mit denen unsere Sprache den größesten Vorzug, der den Menschen zu erreichen vergönnt

ist: Wohlwollen zu fühlen und zu üben, bezeichnet. Ein Menschenfreund, ein Patriot, ein edler Mann sind so ehrwürdige Namen, daß jeder, der ihren Werth kennt, den Huth abnehmen möchte, so oft er sie ausspricht; aber man hat angefangen, wie mit den Königen in der Charte, damit zu spielen. Es ist nicht lange, da ohne Ausnahme ein jeder, der auf ein — übrigens nicht unwichtiges Buch etliche Gulden voraus bezahlte, seinen Vor- und Zunamen, nebst Titel und Ort des Aufenthaltes, auf der Liste der Menschenfreunde gedruckt sehen konnte. Ich habe gehört, daß der Präsident ein Menschenfreund hieß, der einem Candidaten durchs Examen, und damit zu einem Amte half, in welchem der Elende nun das Privilegium hat, alles das Gute, das er stiften sollte, nach bestem Vermögen zu hindern. Man lieset in den Zeitungen von diesem und jenem Patrioten, der das Zeitliche gesegnet hat, und wenn man sich genauer erkundigt, wodurch er seinen Patriotismus beurkundet habe, so heißt es: er verschlang für sein baares Gehalt die Häuser der Wittwen, und das Pupillen-Collegium war ihm ein Dorn im Auge,

weil

weil es ihn hinderte, auch die Güter der Waisen zu fressen. Und erst vor wenigen Tagen ist mir ein Buch in die Hände gekommen, worin unter der Reihe der Edlen auch eine edle Landstreicherin den erhabensten und ehrwürdigsten Namen an die Seite gestellt wird.

Zum Glück sind es nur die eingebildeten Modetugenden, die mit der Würde ihres Namens zu verschwinden pflegen. So lange man es als etwas schönes und vortrefliches rühmte, empfindsam zu seyn, wimmelte alles von Empfindsamkeit; aber jedermann schämte sich, dies Modeschild auszuhängen, als Siegwarts Winseleien bald darauf von dem vernünftigen Parterre ausgezischt wurden. Ein wahres Genie und ein wirklicher Menschenfreund ist noch niemand geworden, um es zu heißen, und deswegen hoffe ich, werden die wirklichen Genies und die wahren Menschenfreunde es auch bleiben, wenn gleich der Muthwille sein Spiel mit ihrem Namen treibt. Indessen ists doch auch, hauptsächlich in Ansehung der letzteren wahr, daß wir ihrer vermuthlich mehrere hätten, wenn nicht mancher in seinem Laufe auf dem halben Wege stehen bliebe, weil

er, eben wegen der allzugroßen Freigebigkeit mit dem Namen des Menschenfreundes, sich zu früh überredet, daß ihm nichts mehr zu thun übrig sei. Und hierauf möchte ich gern einen Augenblick die Aufmerksamkeit meiner Leser lenken.

Es giebt allerlei Veranlassungen für den, der nur flüchtig darüber nachdenkt, auf die Meinung zu gerathen, daß Menschenliebe, wo nicht einzig und allein, doch hauptsächlich im Mittheilen seines Gutes an Dürftige bestehe; und gerade diese Vorstellung ist es, die aller wahren Menschenliebe auf tausenderlei Weise in den Weg tritt. „Ach wie gern, höre ich „oft sagen, wollte ich Gutes thun, wenn ich „so reich wäre, wie mein Nachbar." Und mancher glaubt in der That, etwas vortrefliches zu sagen, wenn er spricht: „ich halte die „Reichen bloß deswegen für beneidenswerth, weil sie so viele Gelegenheit haben, Gutes zu thun." Und mich dünkt, auf dem ganzen Erdboden Gottes sei kein Mensch, der nur eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe hat, der nicht auch unzählige Gelegenheit hätte, Gutes zu thun, und Gottlob! es giebt auch noch immer

mer Leute, die wirklich unzähliges Gute thun, ohne zu **geben**.

Wie sie das anfangen, fragt man? Ich will ein Paar Beispiele davon, die mir eben einfallen, erzählen. Das erste könnte ich zwar, unter der Aufschrift: **Das Lied vom braven Mann**, in **Bürgers** Gedichten nachzulesen bitten, aber außerdem, daß sie vielleicht nicht jedem gleich bei der Hand seyn möchten, hat die Geschichte dort einen so komischen Anstrich, der sie beinahe um ihr ganzes ehrwürdiges Ansehn bringt. In der ungeschmückten Sprache der Erzählung lautet die Begebenheit also:

„Durch eine heftige Ergießung der Adige (Etsch) wurde zu Verona eine von den prächtigen Brücken, die dort über diesen Fluß gehn, hinweg gerissen. Nur der mittelste Bogen stand noch, und auf derselben ein Haus mit einer zahlreichen Familie. Diese Unglücklichen, die ihren jammervollen Untergang vor Augen sahn, streckten ihre Hände gen Himmel und flehten die Zuschauer am Ufer um Rettung und Hülfe an. Die Wellen tobten mit schrecklicher Gewalt, und der Bogen, auf dem das Haus

stand, fing bereits an zu wanken. Unter den Zuschauern war keiner, der nicht für die Unglücklichen gezittert hätte; aber auch keiner, der sein Leben für sie wagen wollte. Als mit jedem Augenblicke ihr Untergang unvermeidlicher ward, hielt der Graf Spolverini einen Beutel empor, und rief: „Hier hundert Louisd'or für den, der die Hülflosen rettet!" Unterdessen er dies Versprechen immer lauter wiederholte, strömten neue Zuschauer hinzu, und unter ihnen auch ein geringer Arbeitsmann. Kaum sah dieser die Gefahr, als er sich in ein Fahrzeug warf, mit dem Strom und den Wellen aus allen Kräften kämpfte, und durch das Gefühl von der Würde seiner That gestärkt, den Bogen erreichte. Die unglückliche Familie ließ sich an Stricken zu ihm hinab; und kaum hatten sie ihre Wohnung verlassen, als diese sammt dem Bogen, worauf sie stand, in den Abgrund stürzte. Das dadurch verursachte neue Toben und Schäumen der Wellen war ein neues Schrecken für die Geretteten; aber ihr Erretter sprach ihnen Muth ein und arbeitete mit verdoppelten Kräften, bis er sie alle glücklich ans Ufer brachte. Freudenvoll

lief

lief ihm der Graf entgegen, und reichte ihm die verheißene Belohnung. „Nein, sprach der „Edle, für Geld werde ich nie mein Leben ver„kaufen. Gott hat mir gesunde Hände gegeben; „ich verdiene mit meiner Arbeit, so viel ich zu „meinem und der Meinigen Unterhalt ge„brauche. Geben Sie das Geld an diese Ar„men hier, die es jetzt nöthiger haben, als ich.“

Wer untersteht sichs, und spricht dem treflichen Grafen Menschenliebe ab? Aber es sollte mir leid thun, wenn man ihn in dieser Geschichte für den einzigen, oder auch nur für den größten Menschenfreund hielte. Und doch war der größere ein armer Mann, der nichts geben konnte, der bloß mit seiner Hände Arbeit nur so viel verdiente, als er für sich selbst und die Seinen bedurfte. Zwar er verschenkte am Ende so viel als der Graf, aber er mußte es erst mit Gefahr seines Lebens verdienen, um es verschenken zu können. Und würde er nicht doch ein Menschenfreund von der ersten Klasse gewesen seyn, wenn auch unter allen, die die Neugierde herbei gezogen hatte, kein Spolverini gestanden hätte?

Sein und Spolverinis Edelmuth ist in folgender Geschichte vereinigt. Zu Auch, in Gascogne, gerieth ein Haus in Brand. Herr v. Apchon, Erzbischof daselbst, ein ehrwürdiger Greis über 60 Jahre, von schwächlichem Körper, begab sich sogleich dahin, und sah eine Mutter nebst ihrem neugebornen Kinde in Gefahr, ein Raub der Flamme zu werden. Er ließ eine Leiter anlegen, und bot dem, der sie retten würde, tausend Livres. Niemand wollte sich in den Schlund der Flamme wagen. Der Erzbischof stieg in seinem Versprechen bis zu vier, fünf, sechstausend Livres, und bot endlich noch überdies eine Leibrente von 600 Livres jährlich. Aber die Gefahr schreckte jeden ab, ohnerachtet der Preis groß, und noch obenein von einem **Erzbischof** ausgesetzt war; und nun warf dieser selbst seinen Ueberrock von sich, stieg die Leiter hinan, und rettete Mutter und Kind, denen er die 6000 Livres und die Leibrente schenkte."

Was Herr v. Apchon bot und gab, war viel, und blieb, ohnerachtet er ein reicher Erzbischof war, immer viel, aber ohne alle Vergleichung mehr war es doch, daß dieser

reiche

reiche Erzbischof, in einem Alter, wo man nicht mehr zu raschen Entschlüssen und zu gewagten Handlungen allzu aufgelegt ist, bei einer schwächlichen Gesundheit die eben so wenig den Muth und die Entschlossenheit begünstigt, sich aus Wohlwollen in eine Gefahr stürzte, die selbst der Gewinnsucht unübersteiglich schien. Und es sollten nicht, außer dem Geben noch Mittel seyn, Menschenliebe zu beweisen?

Es wird mir niemand zutrauen, daß ich das Almosengeben von irgend einer Art tadeln, oder den Werth desselben herabsetzen wolle. Ich freue mich gewiß jedes Brosamleins, das von den Tischen der Reichen in den Schoos eines Dürftigen fällt. Ich freue mich selbst der Wohlthat, die mit unreinen Händen dem wahrhaft Armen dargereicht wird, weil ich überzeugt bin, daß der Fluch, den der Geber darin mischt, nicht auf einen solchen Empfänger übergeht. Aber ich wünschte, daß die, die geben wollen und geben können, nicht glauben möchten, damit genug gethan zu haben, oder daß die, die nicht geben können, sich von aller Menschenliebe losgezählt dünkten.

Ich gedenke es nie anders als ungern, daß sich so leicht an das Geben, zumal eines ansehnlichen Geschenks, viel unlauteres anhängen kann, wodurch der innere Werth des Gebers oft weit unter Null herabgesetzt wird. Dergleichen zu beurtheilen, möchte ich am liebsten immer dem allein untrüglichen Auge des Allsehenden überlassen! Aber wahr ist es doch auch, daß jeder, der wirklich giebt, sich nicht genug davor hüten kann. Und das allerübelste dabei ist, daß sich mancher durch das Stück Geld, das er hingiebt, bloß bei seinem eigenen Gewissen sowohl, als bei andern, von dem Vorwurfe der Hartherzigkeit loskaufen will. — Wenn ein Hülfloser kommt, uns seine Noth klagt, und uns bittet, eine Mühwaltung für ihn zu übernehmen; so möchten wir ihn bisweilen nicht gern zurückweisen, weil sich das Mitleid zu mächtig in uns regt; seine Bitte erfüllen möchten wir aber auch nicht gern, weil es uns beschwerlich wird; und siehe! wir geben uns die kleine Mühe, in die Tasche zu greifen, — ein herrliches Mittel, der größeren Beschwerde, um die wir eigentlich gebeten wurden, überhoben zu seyn, und doch in un-

serem eigenen Auge, so wie bei dem Bittenden und denen, die es hören, für Menschenfreunde zu gelten! — Der Hülflose dankt uns, aber er macht unsere Thür, beim Hinweggehn mit einem Seufzer zu; denn wir haben ihm nicht geholfen, und die empfangene Gabe ist ihm destoweniger eine Wohlthat, da sie ihn abhält, seine Bitte von neuem zu wiederholen.

Immer geben ist so leicht für den, der immer hat, aber wer immer nur giebt, kommt am Ende gar leicht von aller eigentlichen Theilnehmung zurück. Was ist natürlicher, als daß wir uns die Last einer Noth nur sehr geringe vorstellen, die wir mit so leichter Mühe hinwegschaffen können? Und man legt sobald dem Gelde einen viel größeren Werth bei, als es hat, wenn man sich einbildet, daß es eine Panacee für alles Weh der Erde ist.

Zu einem Beweise, daß bei dem bloßen Geben das Herz oft wenig oder gar nicht interessirt seyn kann, berufe ich mich unter andern auf das Beispiel von Menschen, die in der That gegen Dürftige sehr wohlthätig sind, aber sich dabei tausend Ungerechtigkeiten von allerlei Art erlauben. Wenn ihre Mildthätig-

keit wahre Menschenliebe wäre, der es nahe geht, andere leiden zu sehen; würden sie es über dies gefühlvolle Herz bringen können, den der im Amte vor ihnen, oder sonst in ihrem Wege steht, um Brod und Ehre zu bringen, bloß damit sie sich eine weitere und freie Aussicht verschaffen? Würden sie den, von dem sie sich beleidigt glauben, mit dieser unmenschlichen Härte verfolgen und sich an seiner Pein laben können? Würden sie selbst einen Freund ihrem Stolze, ihrer Wollust, ihrer Bequemlichkeit, ihrem Witze aufopfern? Würden sie den ehrlichen Handwerker, der wegen der schuldiggebliebenen Bezahlung Noth leidet, unterdessen sie zehnmal größere Summen verschenken, bloß deswegen unbefriedigt lassen, weil er ein Recht hat, Bezahlung zu fordern, und sie lieber denen geben, die bloß demüthig bitten dürfen? Nein, wer nicht Pflichten erfüllt, zu denen ihn göttliche und menschliche Gesetze geradezu verbinden, wird in meinen Augen nie ein Menschenfreund seyn, wenn er sich auch noch so viele selbstgewählte gute Werke auflegte!

Und soll ich auch derer erwähnen, die dergleichen Gutes bloß deswegen thun, um desto mehr Böses damit zu bedecken? Es ist dem Menschen, der von der Natur und in der Erziehung nicht ganz verwahrloset ist, so natürlich, daß er doch auch gern ein gutes Zeugniß von seinem eigenen Herzen verdienen will. Die meisten Tugenden kosten aber Standhaftigkeit und Ueberwindung. Er wählt daher diejenige am liebsten, bei der er seine übrigen Lüste doch noch befriedigen zu können glaubt, und diese Wahl trift gewöhnlich die Freigebigkeit. Dergleichen bequeme Tugendhaften haben vielleicht gehört, daß ein Fehler dem Menschen desto verzeihlicher ist, wenn er ihn mit einer anderweitigen Vollkommenheit aufwiegt; sie rechnen aber dabei so sehr zu ihrem eigenen Vortheil, daß sie gegen jeglichen Fehler und gegen jegliches Laster immer diese einzige gute Seite ihres Charakters in Rechnung bringen; da es ihnen denn natürlich so geht, wie den schlechten Wirthen, die bei einem Ueberschlage ihres Haushaltungswesens immer meinen: diese zehn und jene zwanzig Thaler machen gegen ihr jährliches Einkommen nicht sonderlich

viel aus, ohne daran zu gedenken, daß der zehn und zwanzig Thaler das Jahr hindurch so viele kommen, daß gegen sie alle, ihr wirkliches Einkommen gar nichts ausmacht. Es ließe sich mit weniger Veränderung auf die meisten Freigebigen von dieser Art anwenden, was jemand von einem ansehnlichen Armenhause sagte, das ein reicher Wucherer gestiftet hatte. „Es ist wahr, die Stiftung ist groß, aber doch bei weitem zu klein, wenn alle die hinein kommen sollen, die durch ihn derselben bedürftig geworden sind.“

Auch giebt es eine Klasse von Menschen, die gleich damit bereit sind, alle Thorheiten und Beleidigungen, die sie sich gegen ihren Nebenmenschen erlauben, durch einen kleinen Aufwand an Gelde wieder gut zu machen. Man findet sie im gemeinen Leben nicht selten, vornehmlich in solchen Ständen, die manches Böse ungestraft thun können; und in Schauspielen und Romanen sieht man sogar diesen Charakter in eine Art von liebenswürdigem Lichte gestellt. Sie schlagen ihrem Bedienten ein Paar Zähne ein, und geben ihm die nächste Viertelstunde ein paar Gulden. Sie sagen

ihrem Freunde eine Grobheit und bitten ihn den folgenden Tag auf eine verschwenderische Mahlzeit. Sie rauben einem erfahrungslosen Geschöpfe seine Unschuld und setzen ihm eine Leibrente aus. — Es kann nicht fehlen, daß Leute von so unrichtiger Beurtheilung des Werthes, den das Geld hat, und von so vieler Gleichgültigkeit gegen die Freude, gegen die Ruhe und das Glück ihrer Nebenmenschen nicht dadurch gestraft werden sollten, daß sie in kurzer Zeit ihren ganzen Umgang auf Niederträchtige eingeschränkt sehen, die elend genug sind, um sich gern ein Dutzend Zähne mit halb so viel Thalern und eine derbe Grobheit mit einem feinen Glase Burgunder bezahlen zu lassen. Leider! giebt es nur immer auch Unglückliche, die sich in der traurigen Nothwendigkeit sehen, dergleichen verschmerzen zu müssen.

Es kann einem Manne, der lebhaft, und nicht sorgfältig erzogen ist, begegnen, daß er in der Uebereilung seinen Nebenmenschen auf eine Art kränkt, deren er sich bald nachher schämt; und es macht ihm dann wahre Ehre, wenn er alles versucht, seinen Fehltritt wieder gut zu machen.

Wer sich aber eben dasselbe öfters und auf dieselbe Weise zu Schulden kommen läßt, ist jedem Vernünftigen verächtlich. Er ist wie das Kind, das auch seine Gespielen schlägt und ihnen sein Zuckerbrod giebt, wenn sie anfangen zu weinen; sie aber auch, wenn sie kaum besänftigt sind, von neuem schlägt, weil es schon wieder vergessen hat, daß Schläge weh thun.

Ich komme wieder zurück auf die wirklich menschenfreundlichen Geber, die in sich das reine thätige Verlangen fühlen, so viel Glück und Freude um und neben sich zu verbreiten, als nur immer in ihren Kräften steht; die sich beim Unglück des Dürftigen an seine Stelle denken, mit ihm und für ihn fühlen, und deswegen für ihn thun, was sie können; die das Geld auf den sichersten Wucher geliehen zu haben glauben, womit sie eine darbende Familie dem Elende entreißen, einen armen Knaben in den Stand setzen ein brauchbares Mitglied des Staates, ein verlassenes Mädchen eine tüchtige Hausmutter zu werden. Wer dergleichen oft, und mit unverfälschter Empfindung that, bedarf der Erweckung, damit

fort-

fortzufahren, so wenig, als wer Wahrheit zu forschen und ihre Süßigkeit zu schmecken gewohnt ist. Ein Durst der Seele, wie dieser, nimmt zu, wenn man einmal angefangen hat, ihn zu stillen. Aber ich rufe allen diesen noch einmal zu: überredet euch nicht, daß das Geben die einzige Quelle ist, aus welchem Labung für euer dürstendes, wohlwollendes Herz fließt.

Geben können wir nur dem, der unserer Gabe bedarf und sie annehmen will, der Kreis unserer Menschenliebe erstreckt sich aber so weit, als die Menschheit selbst. Unter allen, die mit uns in einer nähern oder entferntern Verbindung stehen, ist keiner, dem wir nicht auf einem oder dem andern Wege mit Wohlwollen begegnen können, und dem wir nicht damit willkommen seyn sollten. Jedes menschliche Herz hat das Bedürfniß, sich von andern geliebt zu sehn, und selbst der, dem es nie einfallen würde, um unsere Zuneigung zu werben, sieht sie als ein Geschenk an, das zu schätzbar ist, um zurück gewiesen zu werden, wenn wir ihm damit entgegen kommen. Wir machen gewiß dem, dem wir Liebe beweisen,

 einen

einen frohen Augenblick, er müßte denn alles Gefühl der Menschlichkeit ausgezogen haben. Und wer sollte nicht geneigt seyn, die Summe der frölichen Stunden auf Erden zu vermehren und die traurigen zu mindern.

Dürftigkeit ist aber warlich nicht die einzige und die größeste Quelle des Trauerns unter der Sonne! Es giebt auch Kummer, der an der Seele unsers Bruders nagt; es giebt Krankheit und Druck der Ungerechtigkeit, es giebt — ach! wer mag sie aufzählen, alle die Bürden, die dem Auge unserer Nebengeschöpfe Thränen und ihrer Brust Seufzer auspressen? Und uns ist, — jedem, der menschlich denkt, ist der edle Beruf zu Theil worden, diese Seufzer und Thränen, wo nicht zu hemmen, doch zu mildern. Wenn wir den Unzufriedenen auch nur auf einen einzigen seiner Vorzüge so aufmerksam machen, daß er sich seiner mit Freuden bewußt wird; wenn wir dem, der sich durch Verachtung anderer gekränkt fühlt, eine Aufmerksamkeit beweisen, die er nicht von uns erwartete; wenn wir dem Betrübten in das verwundete Herz durch unsern Trost nur einen Tropfen Balsam giessen; — es ist doch Linde-

rung

rung für ihn! Und können wir sein Uebel nicht heilen; o es ist doch etwas gethan, wenn wir es ihn nur eine Stunde vergessen machen!

Geben können wir nicht immer, und nicht so viel als nöthig ist. Unser Vermögen ist erschöpflich; aber unser Herz ist es weniger. Jeden Morgen, wenn wir vom Lager aufstehn, fühlen wir unsere Kräfte aufs neue gestärkt, und die Absicht dessen, der sie uns gab und erhielt, war es, daß wir durch Wohlwollen und Wohlthun Seine Stelle auf der Erde vertreten sollten. — Es pflegt dem Stolze des Menschen so nahe zu gehn, wenn er sichs denken muß, daß er alles empfangen hat. Er möchte so gern gerade das, was ihm das liebste ist, seiner Geschicklichkeit, seinem Verstande, seiner Thätigkeit beimessen *), o! warum

*) Kaum ist mir ein Beispiel von Verirrung des menschlichen Verstandes bekannt geworden, das mich mehr befremdet hätte, als folgendes: Ein junger deutscher Geistlicher sammlete vor etlichen Jahren eine Collecte für seine arme Gemeine, die in kurzer Zeit viele und große Unglücksfälle erlitten hatte,

warum treibt seine Begierde nach dem Gefühl eigener Größe ihn denn nicht, den einzigen wahren Vorzug zu erringen, den er erreichen kann: — ein Ebenbild des Allbarmherzigen zu werden?

Ich bin indessen überzeugt, daß unzählige Menschen besser und menschlicher handeln würden, wenn sie früh genug darauf wären aufmerksam gemacht worden; wenn man sie von Jugend auf gewöhnt hätte, mehr auf die Regun-

hatte. Er kam in dieser Absicht auch nach Holland und fand reichliche Unterstützung. Unter andern wies man ihn auch an einen Schiffer, der ein Herr von einigen Millionen seyn sollte. Der Geistliche stellte ihm die Noth seiner Gemeine vor und setzte hinzu: „Gott wird es Ihnen segnen, was Sie an den Unglücklichen thun." „Der liebe Gott, war die Antwort, hat mir nichts gegeben; was ich habe ist mein saurer Verdienst. Er braucht mich nicht, und ich brauche ihn nicht." — Alle Vorstellungen, daß Stürme und Fluthen, die in den Händen der Vorsicht stünden, ja leicht allen seinen Fleiß hätten vernichten können ꝛc. waren fruchtlos; — Der Schiffer trank ruhig und lächelnd seinen Thee.

zungen ihres eigenen Gefühls zu merken. Man kann ihnen daher die goldene Regel, über die alle Vorschriften der Menschenliebe ein bloßer Commentar sind, nicht oft genug zurufen: Setze dich in deinem Verhalten gegen andere an ihre Stelle, und entscheide dann nach deiner Empfindung! Setzet euch an die Stelle dessen, der auf euren Wink jegliche Beschwerde übernehmen muß, den ihr ohne alles Bedenken jeglicher Witterung und Mühseligkeit aussetzt; dem ihr ohne Noth seine Bequemlichkeit und Ruhe und Freude entzieht; der nicht widersprechen darf, wenn ihr ihm ungerechte Vorwürfe macht; dem ihr vielleicht aus Leichtsinn, und übereilter, entehrender Hitze, oder wol gar aus Muthwillen Schmerzen macht! — Ihr sagt: diese Menschen haben nicht ein so feines und zartes Gefühl, als ihr? Ihr habt zum Theil nicht Unrecht. Es ist ein Glück für sie, daß sie nicht eure verzärtelte Empfindungen haben; aber rechnet nicht zuviel darauf: auch sie sind Menschen, auch sie fühlen, und ihr geheimer Widerwille gegen ihre Tyrannen, und der Seufzer, den sie im Stillen über ihr Schicksal thun, sind Zeuge davon! Und ein

Mensch sollte Veranlassung geben wollen, daß ein anderer sein Schicksal beseufzt?

Und Schande, daß es in manchen Ständen gegen den Anstand ist, menschlich zu handeln! Der Graf D** fuhr einst in einer strengen Kälte, während eines heftigen Schneetreibens, über Land. Es waren vier Plätze in seinem bedeckten Wagen. Er nahm also seine zwei Bedienten mit hinein. Unterwegs begegnete ihm einer seiner Vettern, und bezeugte mit einem höchst ungräßlichen Fluche seine Verwunderung über die Reisegesellschaft des Grafen. „O lieber Vetter, antwortete dieser, es thut mir in der Seele weh, daß ich meinen Kutscher und sechs Pferde nicht auch mit in meinen Wagen nehmen kann,“ — und ich habe nie gehört, daß die Bedienten von dieser Menschlichkeit einen Mißbrauch gemacht, oder daraus ein Recht für ähnliche Fälle abgeleitet hätten. Wirkliche Beweise von Wohlthätigkeit wirken auch aufs rohste Herz. Nur wenn sich die Höheren gegen den Geringeren unanständige Vertraulichkeiten erlauben, bei denen dieser sie verachten lernt, werden sie seine allzugroße Dreistigkeit besorgen müssen;

er wird aber gewiß dem desto ergebener und treuer seyn, der es ihm beweiset, daß er die Menschheit in ihm achtet. War doch schon oft ein freundliches Wort, eine herablassende Miene von der kräftigsten Wirkung *).

*) Herr von R.., der damals Lieutenant unter dem Regimente *** war, ging eines Nachmittags über den Markt. Als er eben um die Ecke einer Gasse kam, sah er einen Soldaten stehen, der ein Gewehr in der Hand hatte, und mit allem ihm sonst gewöhnlichen Mechanismus, beim Anblick eines Officiers, seinen Hut abnahm. H. v. R ** nahm seinen Hut ebenfalls ab und sagte mit der ganzen Freundlichkeit der Miene und des Tons, die ihm so natürlich ist: „guten Abend mein Sohn.“ Kaum hatte er aber zehn Schritte weiter gethan, so hörte er hinter sich einen Schuß, und sah zugleich ein neben ihm gehendes Kind zu seinen Füßen stürzen. — Derselbe Soldat, dem er eben vorbei gegangen war, hatte es erschossen, und sagte nachmals im Verhör aus, „daß er seines Lebens überdrüssig gewesen und den ersten besten habe erschießen wollen. Gleich beim Anblick des Lieut. v. R. sei diesem der Schuß zugedacht gewesen; der freundliche Ton und die leutselige Miene desselben habe

In dem Umgange der feinern Welt vertritt die Höflichkeit in manchen Fällen die Menschenliebe. Mancher, der sich kein Bedenken daraus machen würde, den andern zu kränken, weil es unedel ist, muthwillig der Urheber fremden Mißvergnügens zu werden, unterläßt es, weil es unhöflich seyn würde. Aber unzählig oft verdrängt eben diese Höflichkeit auch das Gefühl der Menschenliebe gänzlich. Seitdem die Wörter ja und nein aus dem feineren Sprachgebrauche verbannt sind, und man die Fragen: sind Sie hungrig, haben Sie gut geschlafen, sind Sie schon über dreißig Jahre alt? entweder mit einem: ich bitte um Vergebung — halten Ew. 2c. 2c. zu Gnaden, oder mit einem: Zu Dero Befehle, Ihnen aufzuwarten u. s. w. beantworten muß; seit der Zeit wird es in der überhöflichen Welt für unhöflich gehalten, dem Vornehmen zu wider-

spre-

habe ihn aber so erschüttert, daß er seinen Entschluß nicht habe ausführen können; weswegen er geschwinde nach dem Kinde gezielt hätte, ehe ihm sein ganzer Vorsatz leid geworden wäre."

sprechen, oder ihn auch nur zu DESABUSiren, gesetzt auch, daß er in einem Irrthume stünde, der den Unschuldigen um Brod, Ehre, Glück und Leben brächte.

Und betreffen nicht zwei Drittheile von dem ganzen Studium der Höflichkeit geradezu die Kunst, auf die allerverächtlichste Art unwahr zu seyn, und einander durch Mienen und Reden und Handlungen zu betrügen? Daß Leute, die nicht Lust haben, sich gegenseitig nur die kleinste Gefälligkeit zu thun, doch unter einander ergebene, ergebenste, gehorsame, gehorsamste — unterthänige Diener sind, und wohl gar die Ehre haben, es zu seyn, oder sich als solche zu unterzeichnen, will ich nicht einmal erwähnen, weil ja doch kein Vernünftiger mehr darauf achtet, ob es gleich noch schwache Köpfe genug geben mag, die sich von ganzem Herzen entrüsten, wenn der gehorsamste Diener vielleicht das st vergessen hat. Aber das ist doch traurig, daß die Sprachverwirrung und das Mienenspiel nach und nach so weit gedien ist, daß es in unzähligen Fällen gar keine Möglichkeit mehr giebt, die Meinung des andern zu erfah-

fahren. Herr A... macht dem Herrn B... seine Aufwartung; — denn besuchen darf man ja kaum noch seinen Schuster und Schneider, — und wird unter der zärtlichsten Umarmung mit der Versicherung empfangen, daß Herr B... sich unendlich glücklich schätze, seinem theuren, lieben Freunde bei sich aufwarten zu können. Kaum sind ein halbes Dutzend Alltagsformeln, wie vom Knaul abgewickelt worden, so meldet der Bediente Herrn C... „O der unausstehliche Schwätzer, ruft ihm B... entgegen, ich wollte, daß er — — sagt: es würde mir lieb seyn.“ Er tritt hinein, und Herr B... schätzt sichs unter den freundschaftlichsten Küssen für eine außerordentliche Ehre, das längst gewünschte Glück seines Besuchs zu genießen. Wie soll nun der arme A... das Compliment, womit er zuvor bewillkommt wurde, übersetzen? Freilich müßte er sehr einfältig seyn, wenn er es in der buchstäblichen Bedeutung nähme, nachdem er den eigenen Commentar des Herrn B... gehört hatte. Aber, lieber Himmel! was wird denn endlich aus alle unserm Umgang, wenn wir immer erst errathen müssen, ob unser Freund nicht vielleicht figür-

lich

lich gesprochen habe? Und hat denn dies Babel bloß eine lustige und nicht auch eine höchst ernsthafte Seite? Geht nicht mit der wahren Bedeutung der Wörter auch allmälig aller gerader Sinn, alle Zutraulichkeit und die Ehrlichkeit verloren, die wir beinahe nur noch sprichwörtlich die deutsche nennen?

Ich würde es kaum der Mühe werth halten, hierüber ein Wort zu verlieren, weil es doch nicht zu erwarten ist, daß sich diese Unwahrheit, die uns von der Kinderstube an als ein höchst nöthiges Studium anempfohlen, eingeredet und eingeprügelt wird, durch vernünftige Vorstellungen wiederum wird ausreden lassen. Allein ich hoffe, daß wenigstens von denen Erziehern, die es wissen, was Wahrheit im Charakter werth ist, auch nach und nach hierauf mehr Rücksicht genommen, und so mit der Zeit das Uebel bei der Wurzel angegriffen werden wird. Und deswegen, glaube ich, kann die Sache nicht oft genug zur Sprache gebracht werden. Ist es doch endlich den Schriftstellern Deutschlands gelungen, von dem Aeussern der Briefe die

lächerliche Possierlichkeit *) hinweg zu spotten; warum sollte die Stimme der Wahrheit und der Laune nicht, sei es auch erst in etlichen Menschenaltern, so manchen Flecken aus dem Innern derselben, und aus der mündlichen Unterhaltung verjagen?

*) Man lacht jetzt über manche Aufschriften der Briefe, die von Unwissenden gemacht worden sind; wie z. E. folgende:

An meinen lieben Mann,
steht bei der großen Kanone im Felde.

Aber werden denn unsere Nachkommen nicht mit mehrerem Rechte lachen, wenn man ihnen erzählt, daß beinahe bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Vernünftigen ihre Addressen mitten in Deuschland nicht nur französisch, sondern wol gar in vier verschiedenen Sprachen durch einander, zusammenschrieben, wie folget:

Franco

A Monsieur &c. &c.

à

abzugeben *Berlin.*
Cito. im Geckholt.

An

An Herrn Baron von D—l.

Auszug aus einem Briefe.

— — — Ihre Verwunderung, daß die angesehensten Theologen unserer Zeit, bei allen den mannigfaltigen Angriffen auf die Religion, so ruhig zu sehn, scheint beim ersten Anblicke so natürlich, als mir die Wärme schätzbar ist, mit der Sie sich für die Ruhe und Tugend Ihrer Nebenmenschen interessiren. Aber ein wenig Unrecht thun Sie doch wirklich unsern Gottesgelehrten, wenn Sie ihnen weniger Eifer für die gute Sache zutraun, als ihre Vorfahren in ähnlichen Fällen bewiesen.

Manche von den neusten Angriffen gegen die Religion sind in der That so, daß sie die Aufmerksamkeit der Gottesgelehrten nicht auf sich ziehen können. Sie sagen ja selbst, daß Sie für alle Sünden Ihres Lebens gebüßt zu

haben glauben würden, wenn Sie alle die schalen Spöttereien und die seichten Räsonnements durchlesen sollten, die seit einiger Zeit angefangen haben, in der Ewigkeit von einer Leipziger Messe zur andern Aufsehn zu machen. Wie soll nun einem Manne zu Muthe werden, der seine Lebenszeit mit der Untersuchung dieser Gegenstände zugebracht hat, und dann ein Buch in die Hände bekommt, in welchem nicht selten in jedem Perioden mehr als ein Beweis steht, daß der Verfasser ein Anfänger im Denken ist, dem alles neu war, was jeder andere, der auch darüber nachzudenken anfing, auch dachte, aber nicht schrieb, weil er gewohnt war, erst weiter zu forschen, oder verständigere Leute zu fragen, ehe er es wagte, sich zum Lehrer seiner Zeitgenossen aufzuwerfen? Ist es ihm zuzumuthen, daß er ein Buch durchlesen soll, dessen erste Seiten es ihm ankündigen, daß er nichts daraus lernen werde, als die ihm längst bekannte Wahrheit, daß man zum wenigsten die Zeit verliert, wenn man sich von einem Schwätzer unterhalten läßt.

Und gesetzt, er lieset es; was soll er dem Verfasser denn antworten? Liebster Herr Baron,

ron, es ist eine äußerst lästige und gewiß eben so undankbare Arbeit, immer von neuem zu wiederholen, was schon tausendmal gesagt ist. Und das müßte doch der, der es unternähme, sich mit unseren neuen Religionszweiflern, vom gewöhnlichen Schlage, in einen Wortwechsel einzulassen. Die allermeisten unter denselben lassen sich dünken, daß sie etwas ganz Neues und Unerhörtes sagen, ja sie kündigen es auch wol mit aller Feierlichkeit an, und am Ende ists doch selten einmal halb so gut und halb so bündig vorgetragen, als es schon in unzähligen Schriften ihrer Vorgänger steht, und von unzähligen Gegnern derselben widerlegt ist. Wogegen soll nun der Gottesgelehrte zuerst die Feder ergreifen? Soll er die tiefe Unwissenheit, oder den Eigendünkel rügen, womit jene vergesellschaftet ist? Und gesetzt, er thäte beides: was würde er sich für einen Erfolg versprechen können? Wollten die Herrn, die als Orakel auftreten, sich unterrichten, so würden sie ja wol erst die schon vorhandenen Quellen besuchen, wenigstens sich nach ihrem Daseyn erkundigen. Und thaten sie das nicht, so werden sie wahrscheinlich auch eben so wenig aus

denen schöpfen, die ihnen erst jetzt geöffnet werden. Ihr Stolz, der sie zu Lehrern berief, erlaubt es nicht, Schüler zu seyn; und das müßten sie meistentheils so sehr werden, daß man sie oft erst in den allereinfachsten Gesetzen des kaltblütigen Räsonnirens zu unterweisen hätte. Denn gewöhnlich setzen sie das erste beste Principium fest, das ihre Lieblingsideen begünstigt, und flattern dann von Hypothese zu Hypothese fort, bis sie den unbehutsamen Leser in ein solches Labyrinth von Trugschlüssen fortgezogen haben, daß der, welcher den Faden rückwärts aufwickeln wollte, das aller vergeblichste Geschäft unternähme, weil — es überall keinen Faden giebt, der von einem salto mortale zum andern reichte.

Diejenigen, z. B. die die christliche Religion angreifen, sagen mit der vollsten Zuversichtlichkeit der christlichen Religion nach, daß sie, ich weis nicht welche? Widersprüche gegen die gesunde Vernunftlehre; ohne daran zu denken, daß nicht alles, was wol ehemals in dieser oder jener Dogmatik stand, christliche Religion ist, oder bis auf den heutigen Tag ..r gehalten wird. Dann berufen sie sich

mit

mit einer kaum zu begreifenden Selbstgenügsamkeit auf Wahrheiten der Philosophie, bei denen der ächte Philosoph bis jetzt noch immer die Schwäche des menschlichen Verstandes bekannte. Und endlich behaupten sie ohne allen Beweis, daß es besser seyn würde, wenn es anders wäre, ohnerachtet weder irgend ein scharfer Blick in die Natur des Menschen noch Resultate aus der Geschichte für ihre Behauptung bürgen.

Was soll der Mann, der Kenntniß der Sache hat, einem solchen Schriftsteller sagen? Soll er ihn auf die ersten Grundregeln des menschlichen Denkens zurückführen, oder soll er ihn erst mit der Religion, die er verspottet, bekannt machen? Soll er ihm die Metaphysik vordociren oder ihm ein Collegium über die Welt- und Kirchengeschichte lesen? Das alles ist ja tausendmal geschehen, und hat tausend vernünftigen Männern die Augen geöffnet, nur diesen Sehendblinden nicht. Ich bin ein großer Feind von der Regel, daß gegen den, der die Principien leugnet, kein Streit Statt findet. In der ganzen menschlichen Erkenntniß muß kein Satz seyn, der nicht zur Untersuchung

kommen dürfte. Aber gegen den, der keine Principien festsetzen, und die, die seiner Lieblingsidee widersprechen, nicht untersuchen will, streite wer es mag, — kein ernsthafter Denker wird sich jemals dazu verstehn.

Und dann, m. W., wenn der Theologe sich dagegen regt, so heißt es gleich bei diesen Herrn und ihren Geschwornen: „Ja, das ist „ ein Zeuge in seiner eigenen Sache, der „ schon deswegen das Vorurtheil der Partheilichkeit gegen sich hat; die Geistlichen streiten bloß für ihre Pfründen; es thut ihnen „ in der Seele weh, daß in dem Reste der „ Hierarchie gestöhrt wird, u. s. w." Gesetzt, es setzte sich jemand über alle Unbilligkeit und Härte hinweg, die in solchen Vorwürfen liegt; gesetzt er beschlösse, eine solche Sprache mit aller der Duldung, die man der Wahrheit schuldig ist, zu ertragen; wird er nicht dadurch zurück geschreckt werden, daß er voraussieht, eben diese Vorwürfe werden seinen Gründen den Eingang verriegeln und den Lacher im Lachen erhalten? — Sie meinen vielleicht, daß man dem Spötter spottend antworten sollte? Ich hielt dies einmal selbst für thunlich

lich und rathsam; allein ich änderte mein Urtheil. Der ernsthafte Mann kann sich nicht leicht bis zum Spotte erniedrigen, so bald es eine Sache gilt, die ihm oder andern mit Recht ehrwürdig ist. Ueberdies sieht der, welcher reif denkt, seinen Gegenstand ganz, und in dem gehörigen Lichte; und dabei giebts nicht leicht etwas zu lachen. Ich würde daher den Schaftesburyschen Grundsatz: nur das ist Wahrheit, was den Spott ertragen kann, in den richtigern verwandeln: das ist gewiß nicht Wahrheit, was nicht anders, als mit Spott, gesagt werden kann. Wahrheit ist eine Goldmünze. Der Spötter kann sie freilich mit seinem Kupfer zusammen schmelzen, ihm seinen eigenen Stempel aufprägen, und sie dann bei dem Unkundigen leicht für einen Zahlpfennig ausgeben. Aber der Scheidekünstler bringt sie in die Capelle, und siehe! das Gepräge des Spötters verschwindet, das Kupfer verschlackt und das Gold ist wieder was es war.

Gründlich und ernsthaft müßte ein Werk, das diesen Zweiflern und Spöttern der Religion entgegengesetzt würde, durchaus seyn; und wer würde es denn lesen und zu Herzen nehmen?

men? Diese Spötter und Zweifler selbst? — Ich fürchte sehr, daß sie es ungelesen lassen! Gründlichkeit und Ernst ist ihre Sache nicht. Oder sollten diejenigen es lesen, denen dieser ihre Schriften in die Hände geriethen? Aber das sind entweder solche, die mit Vergnügen alles ergreifen, was ihren Lüsten einen neuen und weitern Spielraum schafft; und diese werden sich wol hüten, sich durch die Stimme der Wahrheit aus dem süßen Schlummer wecken zu lassen, in den sie sich so gern einwiegen ließen; — oder solche, denen die Religion wahrhaftig werth ist. Und diese haben gewiß höchstens den ersten Augenblick angestanden, auf welche Seite sie sich zu wenden hätten. Denn wer einmal die Beruhigung, den Trost und die Stärkung zum Tugendfleiße genossen hat, womit die Religion ihre Verehrer segnet, für den kann ohnmöglich die Stimme des Leichtsinns verführerisch seyn.

Doch es giebt noch eine dritte Classe von Lesern, solche nemlich, die es mit der Wahrheit, das ist, mit sich selbst, redlich meinen, die aber durch andere Weltgeschäfte und durch Mangel an früherer Veranlassung abgehalten

wurden, selbst alles zu untersuchen und deswegen in Gefahr stehn, sich, bei aller ihrer Liebe zum Guten, wo nicht irre führen, doch beunruhigen zu lassen. Denen ist ein treuer, männlicher und weiser Führer ein wohlthätiger Freund, dem sie gewiß eben so sehr mit Dank, als mit Willfährigkeit folgen. Und für diese ist in der letzteren Messe durch beiliegende Schrift *) gesorgt. Ich sende sie Ihnen, weil ich weis, daß Sie sie mit Vergnügen, mit Erbauung und zu Ihrer völligen Befriedigung lesen werden. Wer der Verfasser derselben sei, weis ich nicht. Ich kann unter allen Schriftstellern Deutschlands, die ich kenne, nur auf **einen** rathen, und es sollte mir lieb seyn, wenn ich irrte; denn alsdann müßte es ein Mann seyn, der bisher noch gar nicht öffentlich aufgetreten wäre, — hätte er schon etwas geschrieben, so müßten es Meisterstücke, folglich nicht unbekannt seyn, — und dann hätte Deutschland einen Schriftsteller mehr,

 auf

*) *Vertraute Briefe*, die Religion betreffend. Breslau, bei Löwe. 180 Seiten in gr. 8.

auf den es stolz seyn könnte, und der einst — jenen Einen ersetzte!

Viele Leser darf ich einer Schrift, wie diese ist, nicht wünschen. Dieser gründliche Ernst, dies eben so reife als tiefe Nachdenken, diese Fülle von Gelehrsamkeit, die allenthalben hervorblickt, ohne im mindesten zur Schau ausgestellt zu seyn, diese Bekanntschaft mit der menschlichen Natur, mit der Welt und mit dem jetzigen Zustande unserer Philosophie, dieser männliche, kräftige und durchaus vollendete Ausdruck, diese Wärme des Gefühls, und dies wohlwollende Herz würden die Aufmerksamkeit eines großen Theils der lesenden Welt auf sich ziehn, selbst wenn der Gegenstand nicht so allgemein wichtig wäre. Aber das wünschte ich, daß wenigstens kein Deutscher wieder gegen die Religion zu Felde zöge, ehe er nicht diese Paar Bogen mit allem Ernste, dessen er fähig wäre, gelesen und reiflich durchdacht hätte. Zum Glück der Menschheit und zur Ehre unsers Jahrhunderts wünschte ich das. Nicht, als wenn ich besorgte, daß die fortgesetzten Angriffe auf die Religion endlich ihre Grundpfeiler erschüttern würden; sondern weil

es gewiß ist, daß die traurigen Folgen, die schon jetzt davon sichtbar sind, immer weiter um sich greifen, und unser Jahrhundert noch mehr schänden werden.

Denn so sehr diese Herrn, die immer von Aufklärung sprechen, und von denen es auch manchem wol wirklich darum zu thun seyn mag, die Begriffe, die er für helle hält, weiter zu verbreiten; so sehr sie sichs angelegen seyn lassen, alles mit der Wurzel auszurotten, was ihrer Meinung nach Aberglaube und Schwärmerei ist, oder dazu führt: so ist es doch gewiß, daß gerade sie es sind, die, wo nicht allein, doch vornehmlich, den Aberglauben und die Schwärmerei, womit wir jetzt überschwemmt zu werden anfangen, wieder aus der Dunkelheit hervorlocken, wohin eine gereinigte Religion und ächte Philosophie sie kaum verbannet hatten.

Daß die Herrn dies nicht inne werden, befremdet mich gar sehr, denn es bedarf in der That nur einer geringen Kenntniß des menschlichen Herzens, um sich davon zu überführen. Der Mensch hat doch einmal das unvertilgbare Gefühl in sich, daß er ohne gewisse Ueberzeu-

gungen und Antriebe zum Guten schlechterdings nicht so glücklich und ruhig seyn kann, als er sich sehnt es zu werden. Wenn ihm nun die sogenannten Philosophen durch allerlei Trugschlüsse alle jene Wahrheiten hinweg räsonniren, und sich dabei immer auf die Vernunft berufen: was bleibt ihm übrig, als entweder geradezu seinem eigenen Gefühle Trotz zu bieten, oder gegen die Vernunft selbst mißtrauisch zu werden? Jenes vermag er nicht, wenigstens nicht länger, als er eben in dem Taumel betäubender Begierden ist; er greift also zu diesem, und verwandelt gar bald sein Mißtrauen gegen die Vernunft in völligen Widerwillen gegen dieselbe. Er mag lieber gar nichts mehr mit ihr zu schaffen haben, als sich der Gefahr aussetzen, daß sie sich seiner besten Grundsätze bemächtigt und an den liebsten und belohnendsten Gefühlen seines Herzens zum Verräther wird. Und die Folge davon ist, daß er auf einmal alle die Waffen aus den Händen giebt, mit welchen er sich gegen die Anmaßungen einer zügellosen Phantasie vertheidigen könnte.

Ich kenne Schwärmer, die den klärsten Aussprüchen der heiligen Schrift bloß deswegen

gen alle ersinnliche Gewalt anthun, um nur einen Sinn darin zu finden, der etwas unbegreifliches enthält, und bei denen es dann schlechterdings kein Mittel giebt, sie von dem Gegentheil zu überführen, weil sie sich vor jeglicher Anwendung auch der einfachsten Auslegungsregel nicht genug hüten zu können glauben, um nicht von der Vernunft betrogen zu werden. Ich kenne andere, die sich jegliches Mährchen, das der dümmste Aberglaube nur ausbrüten kann, mit der allergrößesten Willfährigkeit aufheften lassen, und jeden, der sie von der Richtigkeit desselben überzeugen will, mit der allgemeinen Antwort abweisen: was will doch die arme Vernunft, der es so wenige Mühe kostet, selbst das Daseyn der Gottheit zu bezweifeln!

Thatsachen von dieser Art, die mit der Natur des menschlichen Geistes in einem so engen Zusammenhange stehn, machen natürlich einen jeden, dem menschliche Wohlfahrt theuer ist, besorgt, daß bei der weiteren Ausbreitung des Scepticismus auch der Aberglaube und die Schwärmerei immer mehr überhand nehmen

und den Glanz völlig verdunkeln werde, den die Morgenröthe dieses Jahrhunderts uns hoffen ließ. Gewiß die Vernunft war der größeste Segen, den uns der Allgütige zutheilen konnte; wollen wir sie aber nicht zu unserem Verderben mißbrauchen, so müssen wir bei aller ihrer Cultur immer den höchsten Zweck vor Augen haben, zu welchem alle unsere Bemühungen führen sollen; und was ist dies für ein anderer, als die möglichste Erhöhung unserer Wohlfahrt? Kann aber diese wol je ohne die Religion erreicht, oder auch nur gedacht werden?

Ich kann nicht leugnen: ich erschrecke jedesmal von ganzem Herzen, wenn ich von dem Theologen oder Philosophen die Religion und die Vernunft einander entgegensetzen höre. Es ist ja tausendmal bewiesen und wird durch das Beispiel jedes wahren Philosophen bestätigt, daß die Vernunft, wenn sie sich nicht selbst widersprechen will, jedesmal bei dem höchsten Schwunge, den sie wagen kann, unmittelbar in das Gebiet der Religion eintreten muß. Möchten doch die wahren Philosophen Deutschlands, — denn noch haben wir, Gott-

lob! deren etliche, — möchten sie doch gemeinschaftlich dahin arbeiten, dies immer noch in ein helleres Licht zu setzen! Noch, glaube ich, ist die Zeit, in der sie sich von diesem Zweige ihres wohlthätigen Fleißes Segen versprechen können. Zaudern sie länger, so werden vielleicht, und nicht bloß vielleicht, sondern höchst wahrscheinlich auch die deutschen Köpfe, wie die französischen, an superficielles Geschwätz und fade Witzelei so sehr gewöhnt, daß sie kein ernsthaftes männliches Räsonnement mehr fassen können; und dann ists unausbleiblich um alle wahre Aufklärung gethan!

Möchten doch insonderheit die wenigen ächten Philosophen Deutschlands, die nicht nur gründlich räsonniren, sondern auch die seltene Gabe besitzen, das Herz zu ergreifen und zu erwärmen, möchten sie doch alle ihre Kräfte aufbieten, die menschliche Vernunft in ihre Rechte einzusetzen, damit es niemand mehr, ohne verachtet zu werden, wagen dürfte, sie mit einem verächtlichen Seitenblicke abzufertigen, oder sie gar unter die Füße

zu treten. Dann würde es dem Theologen, der die Größe seines Berufes kennt, nicht nur möglich, sondern auch leicht werden, mit aller Kraft der Religion gerüstet, auf das Publikum zu wirken.

Doch, was ich sonst noch auf dem Herzen hatte, finde ich besser, als ich es könnte, in den **vertrauten Briefen** gesagt; ich schließe daher mit der Bitte, mich bald Ihr Urtheil darüber wissen zu lassen ꝛc. ꝛc.

Ueber deutsche Sprichwörter.

Ein **Sprichwort** ist ein Ausspruch, der von einem Volke häufig mit einerlei Ausdrücken auf einzelne Fälle angewendet wird. **Wort** heißt in dieser Zusammensetzung so viel, als ein ganzer, vollständiger Satz; eine Bedeutung die es auch in den Redensarten hat: ein **Wort** zu seiner Zeit reden, jemanden ein gutes **Wort** geben u. s. w. Eben so wird auch das französische Mot in Bon-mot gebraucht. Man findet nicht selten **Sprüchwort** geschrieben, als wenn die erste Silbe von **Spruch** abgeleitet wäre; allein dann müßte es nicht **Sprüch**- sondern **Spruchwort** heißen, wie man nicht **Sprüchbuch**, **sprüchreich**, sondern **Spruchbuch**, **spruchreich** sagt. Ueberdies ist **Wort** hier mit **Spruch** völlig gleichbedeutend, und **Sprüchwort** würde etwa soviel als **Spruchspruch**, oder **Wortwort** sagen.

sagen. — Weil ein solcher Satz häufig gesprochen wird, so heißt er Vorzugsweise ein Sprichwort.

Ich habe aus der obigen Erklärung manches hinweggelassen, was man sonst, als etwas charakteristisches von einem Sprichworte, hineinzusetzen pflegt, z. E. daß es ein allgemeiner Satz sei. Allein das muß es nicht nothwendig seyn, und ists auch nicht immer. Es giebt Sprichwörter, die jedermann dafür erkennt, und die doch keine allgemeine Wahrheit, sondern bloß einen einzelnen Fall enthalten, wobei der, der ihn wieder auf einen einzelnen Fall anwendet, es dem Zuhörer überläßt, den allgemeinen Satz selbst daraus zu folgern. Rom ist nicht in einem Tage gebaut, ist ein Sprichwort, das zwar auf den allgemeinen Satz: ein weitläuftiges Geschäft erfordert lange Zeit, — hindeutet, ihn aber nicht enthält. Und deren giebt es mehrere, die, anstatt eine allgemeine Wahrheit ausdrücklich zu sagen, sie nur dem Verstande nahe legen.

Daß Sprichwörter kurz, witzig, sinnreich sind, habe ich deswegen nicht in meiner Erklärung besonders erwähnt, weil es, genau

genom-

genommen, schon darin liegt, daß sie mit denselben Ausdrücken häufig vom Volke angewendet werden. Wären sie nicht kurz, so würden sie von dem Volke entweder gar nicht behalten oder bald verstümmelt werden. Nur wenige würden Geduld genug haben, sie oft zu sagen und oft zu hören. Wären sie nicht sinnreich, so würde man sich nicht die Mühe geben, sie aufzubewahren, und noch viel weniger, sie von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben.

Das Kurze, das Sinnreiche und Bildliche, nebst dem häufigen Gebrauche, wodurch die Sprichwörter sich auszuzeichnen pflegen, ist sonst nicht selten für das Wesentliche derselben gehalten worden, daher es kommt, daß allerlei Volksreden Sprichwörter genannt werden, die es eigentlich nicht sind. In Luthers Bibelübersetzung heißt es z. B. Joh. 16, 25. „Solches habe ich zu euch geredet durch Sprichwort;" weil die Gleichnisse unter denen Jesus seine Lehren vorzutragen pflegte, die Aehnlichkeit mit den Sprichwörtern hatten, daß sie die Wahrheit unter Bildern faßlich und eindrücklich enthielten. Manche bezogen sich auch wol auf wirkliche Sprichwörter, die unter

dem jüdischen Volke üblich waren. Ezech. 12, 22 hat Luther übersetzt: „was habt ihr für ein **Sprichwort** im Lande Israel und sprecht: Weil sich es so lange verziehet, so wird nun fort nichts aus der Weißagung.“ Hier heißt **Sprichwort** bloß eine Rede, die öfter vom Volke gebraucht wird. Und in allen Stellen wo dem ungehorsamen Volke gedrohet wird: es solle ein **Sprichwort** werden unter allen Völkern, ist die Rede nur von der häufigen allgemeinen, und mit Spott vermischten Anführung der Strafe, welche sie treffen würde.

Oft wird aus einem ähnlichen Grunde im gemeinen Leben eine bloß **sprichwörtliche Redensart** ein Sprichwort genannt. Noch vor wenigen Jahren ist mir, — ich weis nicht mehr, wo? — eine sehr witzige Abhandlung in die Hände gekommen, deren Verfasser größtentheils lauter solche sprichwörtliche Redensarten, wie: **Freundlich, wie ein Ohrwurm; Maulaffen feil haben** u. s. w. als Sprichwörter aufzählte. Da solche figürliche Redensarten keine vollständige Sätze sind, so giebt man ihnen mit Unrecht den Namen eines

Sprich-

Sprichworts, und man könnte sie besser **Volksmetaphern**, oder Volksgleichnisse nennen.

Am aller unrichtigsten, ob gleich im gemeinen Leben sehr häufig, heißen Sprichwörter, solche Ausdrücke, Redensarten oder Sätze, die ein **einzelner** Mensch entweder mit Vorbedacht oder aus Gewohnheit oft gebraucht. Dergleichen **Lieblingswörter** sind mehrentheils lächerlich, weil sie selten an den rechten Ort zu stehen kommen. Ein Mann, der sich angewöhnt hatte, überall **von Ohngefähr** zu sagen, erzählte einst: ich goß mir geschmolzenes Blei über die Hand, und das that mir **von Ohngefähr** weh, — und ein anderesmal sagte er von einem Spitzbuben, er sei **von Ohngefähr** aufgehängt worden. Oft sind dergleichen Lieblingsausdrücke so lang und so ganz sinnlos, daß es nicht zu begreifen ist, wie sich jemand daran habe gewöhnen können. In Frankfurt an der Oder lebte vor mehreren Jahren ein Mann, der jeden Satz seines Gespräches anhob: **dies und das, illes und alles, Summa Summarum, will ich Sie sagen.** Alles dies sind indessen keine Sprichwörter, ob sie gleich von sorglos Redenden so ge-

kannt werden; und hier ist die Rede nur von solchen, die es nach dem Urtheil desjenigen Theils vom Publikum sind, der in dergleichen Dingen eine gültige Stimme hat.

Hohe und Niedre, Alte und Junge bedienen sich der Sprichwörter in ihren Reden; Schriftsteller bekräftigen damit ihr Räsonnement, oder spielen darauf an; und in tausend Fällen vertreten sie die Stelle eines Gesetzes: sollte es nicht der Mühe werth seyn, ihnen einige Aufmerksamkeit zu widmen? Wäre es auch übrigens ohne allen Nutzen, ihrem Ursprunge, ihrer eigentlichen Bedeutung und mannigfaltigen Anwendung nachzuspühren, so würde uns schon die bloße Wißbegierde dazu auffordern. Denn für den vernünftigen Menschen ists doch unerträglich, sich immerfort mit einem Dinge zu beschäftigen, wovon er weder sich selbst noch andern hinlängliche Rechenschaft geben kann. Ueberdies sind die Sprichwörter einer Nation auch in unzähliger Rücksicht wichtig. Eine vollständige Sammlung derselben ist gleichsam eine lakonische Beschreibung der Nationaldenkungsart. Und eine richtige Erklärung ihres Ursprungs und Gebrauchs würde über die

Sprache

Sprache und sehr viele Nationalsitten und Gebräuche ein helleres Licht verbreiten. Selbst für die Sittenlehre eines Volkes ist die Bearbeitung seines Sprichwörterschatzes von der größesten Wichtigkeit, wie Herr Blum in seinem deutschen Sprichwörterbuche vortreflich gezeigt hat. Schon vor mehr als dritte halbhundert Jahren waren davon denkende Männer überzeugt. Agricola *) sagt in der

*) Er war 1492 geboren, und hieß, nach der damaligen Sitte, weil er aus Eisleben war, meistentheils Islebenius, oder Meister Eisleben. Als ein Schüler Luthers hatte er auf mancherlei Weise Antheil an der Reformation, und starb 1566. Sein eigentlicher Name war Schnitter, nicht Bauer, Ackermann oder Schneider, wie ihn viele genannt haben. Das Buch, von welchem hier die Rede ist, führt den Titel: dreihundert gemeiner Sprichwörter, der wir Deutschen uns gebrauchen, und doch nicht wissen, woher sie kommen, durch Johann Agricolam von Eißleben. Der erste Theil ist 1728 und der zweite 1729 gedruckt; ich habe aber niemals die erste Ausgabe des ersten Theils zu Gesichte bekommen können, sondern habe bloß eine 2 Jahr spätere zu Leipzig gedruckte vor mir.

Zueignung des ersten Bandes seiner Sprichwörter an den Herzog zu Sachsen, Johann Friedrich: „Ich habe aus anregen etzlicher „meiner herren vnd gutten Freunde, die mir „hiezu auch furschub vnd hülffe gethan haben, „fürgenommen, deudsche sprichwörter zu „schreiben, der wir deudschen vns teglich ge„brauchen, vnd doch nicht wissen, woher sie „kommen, vnd wie wir yhr gebrauchen sollen. „Es bewegen mich aber hierzu fürnemblich zwo „vrsachen, die erste, das wer diese sprüche „haben würde, der würde die ganze deudsche „sprach haben, welche sprach wir deudschen „so gar für nichts achten, das sie auch fast „gefallen ist, vnd niemand odder gar wenig „leut sind, die deudsch reden können.“ (Guter Agricola, war es denn also schon vor dritthalb Jahrhunderten gerade wie jetzt?) „Alle „Nationen haben yhre zungen vnd sprachen „ynn regeln gefasset, auch ynn yhre Chroniken vnd Handelbücher verzeichnet, wo etwas „ehrlichs vnd mandlichs behandelt, odder etwas „künstlichs und höfflichs ist geredet worden „von den yhren. Allein wir deudschen sind „deudschen, haben solchs vergessen, das vnsre

„gering

„ gering geachtet, wie ehrlich es auch gewesen,
„ vnd auf andrer Leutte vnd frembder Natio-
„ nen wesen, sitten vnd geberden gegaffet, gleich
„ als hetten vnsre alten vnd vorfahren nie nichts
„ gehandelt, geredet, gesetzt vnd geordnet, das
„ yhnen ehrlich vnd rhümlich nach zu sagen
„ were, so doch, wie diese sprichwörter auswei-
„ sen, vnsre vorfahren gar erbare, tapffere
„ vnd weise leutte gewesen sind. Die andere,
„ **Sintemal gemeyniglich mit der spra-
„ che auch die sitten fallen**, ist zu besor-
„ gen, der deudschen trewe vnd glauben, be-
„ stand, wahrheit, welche tugend den deudschen
„ auch die wahlen (Italiäner) als Cornelius
„ Tacitus, zugeschrieben vnd gerhümet haben,
„ werden auch fallen. Denn wir deudschen
„ tragen nu forthynn Welsch, Hispanische vnd
„ Französische kleydung, haben Welsche Car-
„ dinal, Französische vnd Hispanische Krank-
„ heiten auch Welsche Practiken. Derhalben
„ habe ich gedacht, die weise rede vnser alten
„ deudschen an tag zu geben, auf das doch
„ etliche vnter vnsern deudschen möchten gereyzt
„ werden, yhrer voreltern füsstapffen nachzu-
„ wandeln — — — vnd nicht wie andere

„vndeudsche Nation vnverschempt muterey, „verrheterey vnd andere böse tücke vnter yhnen „selbs anrichten, zu yhrem eygen verderben“ rc.

Und in der Zueignungsschrift „an den Erbaren vnd weisen Bürgermeister vnd Radt zu Halberstadt,“ vor dem zweiten Theile sagt er: „wir gaffen nur auf anderer Nationen „kleidung, thatten, reden, thun vnd lassen, „was aber vnser ist, das verlassen vnd verach= „ten wir *). Daher es auch kompt, das man „sagt: Man soll einem deutschen, der aller „nation Affe ist, ein ganze Englische Lacken „vmbhengen, das er sich kleide, wie er von „andern nation siehet. — Ich habe vor ei= „nem iare mich vnterstanden, vnserer deut= „schen sprach, die schier gefallen ist, und wenig „leut sind, die nach rechter deutscher art reden, „widderumb souiel mir muglich auff zu helffen rc. vnd

*) Ist es nicht in der That, als wenn ein Schrift= steller des achtzehnten Jahrhunderts sich in den Anfang des sechzehnten versetzt hätte, um seinen jetzigen Zeitgenossen mit großväterlicher Treuher= zigkeit die Wahrheit zu sagen?

„ vnd es ist mir zum teyl also geradten, das „ meine liebe deutschen lust gewunnen haben, „ solche weißheit yhrer voreltern zu erfaren, „ darumb ich weytter verursacht bin worden „ fort zu faren. ꝛc. ꝛc.

Doch, anstatt über das Vergnügen und den Nutzen, womit eine sorgfältige Bearbeitung unseres Sprichwörterschatzes würde belohnt werden, selbst zu declamiren oder andere Zeugnisse anzuführen, will ich meine Leser davon durch einige wenige Beispiele zu überzeugen suchen!

Die erste Frage, die jedermann aufwirft, ist: wie sind Sprichwörter entstanden, und wie haben sie sich über eine ganze Nation verbreitet und auf viele Generationen nach einander fortgepflanzt? Ich antworte: wie alle Erfindungen, die auf eine glückliche Weise irgend einem Bedürfniß abhalfen. Der Geist des Menschen hat eben sowohl seine Bedürfnisse, als der Leib. Der Verstand will beschäftigt seyn, der Witz will Nahrung haben. Irgend ein Mann von durchdringendem Verstande, von lebhaftem Witze, von Kraft im Ausdruck, sagte ein Wort; die es hörten empfanden den Werth desselben,

und wiederholten es. Sie fanden, daß es in ihrem Munde nichts von seinem Gewichte verlor; sie wiederholten es öfter, und so ward es allmählig weiter verbreitet.

Anfänglich war freilich das Sprichwort bloß ein Abdruck von der Denkungsart und dem Witze seines Urhebers; aber je weiter sich der Gebrauch desselben ausdehnte, destomehr zeugte es auch von dem Charakter derer, die es aufgenommen hatten. Denn wenn es ihrem Verstande nicht eingeleuchtet, ihrem Witze nicht Vergnügen geschafft hätte, ihren Grundsätzen nicht wäre angemessen gewesen; so hätten sie es niemals für einen Schmuck ihrer Rede gehalten, und es der Vergessenheit überlassen. Eben so ists mit allem, was unter einem Volke gemein wird. Die lächerlichen Verzierungen, die die schöne Gestalt des menschlichen Körpers verunstalten, sind freilich zunächst ein Document von der geschmacklosen Eitelkeit derer, die sie erdachten; aber werden sie National, so sind sie eben so sichere Documente von der Denkart der ganzen Nation. Es hätten hunderttausend französische Puppen in unser altdeutsches Vaterland für theure Fracht geschickt werden können;

und niemand würde sie anders als mit Hohngelächter und Verachtung angesehen haben; niemand würde auf den Gedanken gekommen seyn, seinen mannhaften Ritterstaat gegen sie zu vertauschen. Ueberhaupt ist an dem Menschen alles, es mag von andern angenommen, oder ihm natürlich seyn, charakteristisch, Kleidung, Gang, Geberde, und hauptsächlich die Sprache!

Von den vielen Sprichwörtern, die auf diese Art von der Denkungsart und den Sitten unserer Vorfahren zeugen, will ich nur einige wenigen anführen; und zwar zuerst ein Paar zu ihrer Ehre! — **Auf eine Lüge gehört eine Maulschelle.** Die Ehrlichkeit und Treue war unter den Deutschen so werth geachtet, und gehörte so sehr zu den Nationaltugenden, daß eine der größesten Beleidigungen, die man einem deutschen Manne zufügen konnte, der Vorwurf war, daß er **gelogen** habe. Es wurde daher eine Rechtsregel: wer dich einer Lüge zeihet, dem gebürt eine Maulschelle; denn dies soll eigentlich das angeführte Sprichwort sagen, und nicht, wie man dem ersten Anscheine nach glauben möchte: wer dich belügen will, dem gieb

einen Backenstreich *); wiewohl auch dies eine Rechtsregel gewesen seyn könnte; denn der ehrliche Mann, der selbst niemals jemanden belügt, hat auch ein desto grösseres Recht es übel zu nehmen, wenn er von einem anderen belogen wird. Zugleich ist es ein sehr charakteristischer Zug von den Zeiten des Faustrechts, daß eine so promte Justiz gehandhabt werden soll. — Die altdeutsche Keuschheit ist durch das Sprichwort verewigt: wer eine Jungfrau schändet, stirbt keines guten Todes. Und der kurze Spruch: güldene Kirchen, hölzerne Herzen, ist eine sehr lakonische Schilderung ihrer Frömmigkeit, die sie lieber durch den Edelmuth der Seele, als durch äußeres zweckloses Gepränge beweisen wollten. — Auch ists, wie mich dünkt, sehr charakteristisch für unser Jahrhundert, daß bei uns diese altdeutschen Sprichwörter ausgestorben sind!

So wie indessen manche von ihren Sprichwörtern die guten Seiten ihres Charakters doku-

*) Wenigstens wird jener Sinn dadurch wahrscheinlicher, daß man auch das Sprichwort so ausdrückt: Auf einen Lügner gehört eine Maulschelle.

dokumentiren, so zeugen auch andere von ihren Fehlern. „**Zwei Mahlzeiten schlagen sich nicht**, führt man wol nur da im Munde, wo man Essen und Trinken für eine Hauptbestimmung des Menschen hält. Auch sagt **Agricola**, Trotz aller Achtung, die er für seine Stammväter hat: „das ist ein recht deutsch „Ebriaks (Schlemmer) Sprichwort, bei wel„chen Fressen und Saufen keine Schande ist, „wie Cornelius Tacitus von yhnen schreybt." Vielleicht ließe sich indessen dies Sprichwort einigermaßen damit entschuldigen, daß es gewöhnlich nur gebraucht wird, wenn man einen Fremden bereden will, sich mit zu unserem Mahle zu setzen, ob er gleich versichert, daß er bereits seine Mahlzeit gehalten habe. So ists denn doch wenigstens ein Zug von Gastfreundlichkeit! Man kann auch vielleicht voraussetzen, der Fremde habe bloß aus Höflichkeit vorgewendet, daß er bereits gegessen habe; und so soll das Sprichwort ihm die Verlegenheit ersparen, seine vorige Versicherung mit Worten oder mit der That zu widerrufen. Wenigstens würde diese Erklärung eher zur Entschuldigung der Deutschen gereichen, als wenn

Agri-

Agricola sagt: „wiewol ich der deudschen
„fressen vnd saufen zu vbermaß nicht loben
„kann, so gefelt mir doch wol, daß sie weniger
„schaden thun anderen leutten, denn eben die,
„so stets nüchtern sind. Ein deutscher schadet
„niemand denn yhm selbs *), wenn er zuweil
„ein sewmhal (Säumahl) helt. Andere Na-
„tion schaden yhnen selbs vnd andern leutten.
„Denn wer erfindet mehr finanzen, mehr newer
„fündle, land vnd leutte zu betriegen, denn
„eben die stulreuber, die am wenigsten essen
„vnd ein trünklein Wein thun. So sind auch
„vnter den vollen deutschen nicht so viel grew-
„licher, vnnatürlicher sunden, wie yn andern
„Nation, als Italien, Frankreich, Hispanien
„und andern mehr.“

Das

*) Niemanden als sich selbst, guter Agricola? Nicht seiner Familie, wenn er verpraßt, womit er sie unterstützen könnte; wenn er seinen Verstand vertrinkt, und sie tollen Muthes übel behandelt, oder doch nicht für ihr Bestes sorgen kann? Nicht auch andern Menschen, wenn er über das Schwelgen die Pflichten vergißt, die er ihnen schuldig ist, sie vielleicht verleitet, es ihm gleich zu thun? ꝛc. ꝛc.

Das Sprichwort: einem trunkenen Manne soll ein beladener Wagen weichen; oder wie es ebenfalls ausgedrückt wird, einem Besoffenen muß man mit einem Fuder Heu aus dem Wege fahren, scheint auch gegen den Trunkenen eine Art von Schonung zu fordern, wozu sich nicht leicht jemand verstehen möchte, der nicht bei sich selbst denkt: heute mir, morgen dir. Nur wenn Laster sehr allgemein sind, dürfen sie auf allzugroße Nachsicht rechnen. Es giebt leider! noch Gegenden in Deutschland, wo die Trunkenheit keine sonderliche Schande ist, und noch vor einer kurzen Reihe von Jahren war es nicht bloß auf Universitäten, sondern auch in Ständen, die auf den Ruhm guter Sitten Anspruch machten, eine Art von Ehre, unmenschlich zechen zu können. Zu Anfang dieses Jahrhunderts, und zum Theil noch über die Mitte desselben hinaus, waren die Paßgläser und Pocale eine der vornehmsten Zierden der adelichen Zimmer und Tafeln. Man erzählt unter andern, daß einst ein alter Ritter neben seiner jungen Frau zu Tische saß. Die Frau, die schon eine feinere Erziehung bekommen hatte, flisterte ihm zu,

als ihn die Reihe traf, ein ungeheures Deckelglas zu leeren, daß er den Wein heimlich unter den Tisch gießen möchte. „Sie sehn's ja," antwortete er. Die Frau putzte darauf, als er eben ansetzen wollte, das Licht aus, und wiederholte nun ihre Bitte; er aber sprach mit einer Art von Feierlichkeit: der liebe Gott sieht's! und trank den Pokal bis auf den Boden aus.

Von der altdeutschen Erziehungskunst macht das Sprichwort: **Es ist kein Schlag an den Kindern vergebens, als der neben hinfällt,** eine Schilderung, die der gerade entgegengesetzt ist, welche **Cranz** *) von der Kinderzucht der Grönländer liefert. —

Auch

*) „Die Kinder, sagt er, wachsen ohne alle Zucht „auf, und werden von den Eltern weder geschla„gen, noch mit harten Worten bestraft. — Eine „Mutter, der die Geduld ausrisse, und ihr Kind, „sonderlich, wenns ein Sohn ist, der schon von „der Geburt an, als der künftige Herr im Hause „angesehen wird, schlüge, würde gewiß vom „Manne übel behandelt werden. Sie folgen den „Eltern gern, weil sie wollen, wollen aber auch „von ihnen gütig, ja freundschaftlich behandelt „seyn;

Auch sprichwörtliche Redensarten sind, wie Sprichwörter, Zeugnisse von der Denkungsart einer Nation. **Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann,** kann man unmöglich sagen hören, ohne das Volk lieb zu gewinnen, dem es damit ein Ernst ist. Dagegen giebt es Redensarten, die uns wenig Ehre machen. Wenn wir z. E. von einer Person oder Sache sagen: **sie ist nicht weit her,** so ist das offenbar jedesmal ein sehr beschämendes Geständniß unsers Vorurtheils, daß wir nichts vortrefliches anders, als aus dem Auslande erwarten.

Jedoch

„seyn; und wenn etwas nicht nach ihrem Sinne „ist, so sprechen sie schlechtweg: ich wills nicht „thun. Dabei lassen es denn die Eltern bewenden, bis sich die Kinder eines bessern besinnen." S. dessen Historie von Grönland S. 196 u. f. Vernünftige Pädagogen haben seit etlichen Jahren so oft und laut gesagt, daß der Stock und die Peitsche nicht die Mittel sind, womit man Kinder gut und verständig machen könne. Viele Eltern haben ihnen das, aber weiter nichts, abgelernt und erziehen nun mitten in Deutschland kleine — Grönländerchen.

Jedoch gilt von dergleichen Volksmetaphern die Bemerkung, daß sie mit der Zeit oft bloß ihre figürliche Bedeutung behalten, und in den meisten Fällen gebraucht werden, ohne daß man an ihren buchstäblichen Sinn gedenkt. Wir haben unzählige Wörter und Redensarten in jeder Sprache, die ursprünglich metaphorisch waren, deren man sich aber in der Folge als eigentümlicher Benennungen bediente, ohne weiter an das Bild zu denken, welches zum Grunde liegt. So wie man uns nun Unrecht thun würde, wenn man die ursprüngliche Bedeutung vieler von unseren Wörtern aufsuchen und darnach unsere Begriffe und Sitten beurtheilen wollte *); so würde auch eben dies der Fall bei manchen sprichwörtlichen Redensarten seyn.

*) Die meisten Namen von den Tagen in der Woche sind aus dem Lateinischen entlehnt, wo sie von den Planeten benannt wurden. Daraus folgt denn aber doch nicht, daß alle, die den ersten und zweiten Tag in der Woche Sonntag und Montag nennen, auch glauben, daß die Sonne oder der Mond mit einem von diesen Tagen eine größere Gemeinschaft, als mit den übrigen, haben. Die allerwenigsten Deutschen haben sogar

seyn. Man bedient sich ihrer nicht selten, weil

sogar jemals gehört, woher der Dinstag, der Donnerstag und Freytag ihre Namen haben.

(Dinstag ist höchst wahrscheinlich die Uebersetzung von Dies Martis. Bei den alten Angelsachsen hieß Mars Tuu und Tüg. Daraus hat man anfänglich Düstag gemacht, wie er auch noch im Englischen Tuesday, und im Schwedischen Tisdag heißt. In der Folge hat, wie Herr Adelung sagt, eine nieselnde Mundart das n eingeschoben, wovon es mehrere Beispiele giebt; und am Ende hat man es Dienstag, auch wol Dingstag geschrieben, weil man es ohne hinlänglichen Beweis von Dienst oder Ding ableitete. Daß Dienstag aus einer Uebersetzung des dies Martis entstanden ist, wird auch dadurch bestätigt, daß er im Oberdeutschen sonst Erichtag, oder Ergtag und Ertag hieß, und in manchen Gegenden noch heißt. Erich ist aber bekannter Maßen der oberdeutsche Name des Mars. — Der Donnerstag ist ebenfalls Uebersetzung von Dies Jovis. Der nordische Jupiter, Thor, wurde nemlich auch der Donnerer genannt. Und Freytag ist Dies Veneris, der Tag der Freya, Frea oder Frega, die die Venus der nordischen Völker war.)

man sie von andern in dieser oder jener Bedeutung gehört hat, ohne ihren ursprünglichen Sinn zu wissen, und zum Theil, ohne ihn jemals

Wir nennen einen trägen, feigen Menschen einen Bärenhäuter; aber der Ausländer, oder der Sprachforscher eines folgenden Jahrhunderts würde doch sehr irren, wenn er folgendergestalt schließen wollte: „die alten Deutschen nannten denjenigen, der zu „träge oder feig war, mit in den Krieg zu ziehen, „sondern lieber auf seiner Bärenhaut, die ihnen „statt des Bettes diente, liegen blieb, einen Bä„renhänter. Im achtzehnten Jahrhundert hatte „man noch das Wort Bärenhäuter, folglich wa„ren damals noch die Bärenhäute statt der Betten „im Gebrauche." — (Es würde ein artiges Werkchen werden, wenn jemand ähnliche Schlüsse aus den gelehrten Commentarien über die Alten sammlete!)

Eben so würde der sich irren, der aus der Benennung des Frauenzimmers den Schluß herleiten wollte, daß unsere Frauen, noch sammt ihrem Anhange, in einem von den Mannspersonen abgesonderten Zimmer wohnten; ohnerachtet das Wort daher seinen Ursprung hat, daß man ehemals die Benennung des Ortes, wo der weibliche Theil der Familie wohnte, auf die Frauen selbst übertrug.

jemals zu erfahren *). Auch werden sonderlich dadurch die eigentlichen Bedeutungen der Wörter unkenntlich gemacht, wenn sie von

*) Die Redensart: jemanden über den Tölpel werfen, wird von vielen Tausenden gebraucht, ohne daß sie wissen, was ein Tölpel ist. Zwar ist die figürliche Bedeutung, da es so viel heißt, als ein plumper, ungeschickter Mensch, nicht unbekannt; aber die ursprüngliche Bedeutung eines Klotzes oder Wurzelendes von einem gefällten Baume (im Niederdeutschen Stubbe) ist ganz verloren gegangen. Vielleicht ist die Redensart, über den Tölpel werfen, daher entstandeu, daß bei dem Ringen, welches eine Lieblingsbeschäftigung unserer Vorfahren war, bisweilen einer den anderen so wandte, daß er rückwärts über einen Klotz oder Tölpel, der etwa da seyn mochte, geworfen ward. Wir gebrauchen wenigstens die Redensart immer, wenn ein Ungeschickter durch eine Art von List berückt wird; wie das ebenfalls gewesen wäre, wenn ein Ringer den andern, gegen die Gesetze des Ringens, über den Tölpel geworfen hätte. Er hätte ihn nicht überwunden, aber doch dem Gelächter bloßgestellt. — Sonderbar ists noch, daß wie wir den Menschen vom Hut (Chapeaux) benennen, im Plattdeutschen der Hut vom

Unkundigen aus dem Plattdeutschen ins Hochdeutsche übersetzt werden *).

Sprich-

vom Menschen Tölpel genannt wird. Da steit hå met dam Tölpel, heißt: da steht er mit dem Hute.

*) Ich begnüge mich, davon nur zwei Beispiele anzuführen. — Im Hochdeutschen nennt man einen Pfuscher einen Beinhasen; und niemals wird ein Mensch auf den Ursprung dieser Benennung kommen, wenn er ihn nicht im Plattdeutschen sucht. Dort heißts ein Bönhase, nicht von Been (Bein) sondern von Bähn, oder Bäne (Boden.) Die Pfuscher wohnen theils aus Armuth, theils aus Furcht bei ihrer Arbeit ertappt zu werden, auf den Böden. Die zünftigen Meister lauren ihnen auf und verjagen sie, wenn sie sie entdecken, wie einen Hasen aus ihrem Lager. Daher die Redensart: Bönhasen jagen: den Pfuschern nachstellen und ihnen ihre Werkzeuge nehmen. — Maulaffe kommt ebenfalls aus dem Plattdeutschen her, von Muul (Maul) und apen (offen). Muulapen heißt mit offenem Munde stehen. Da Ape auch im Niederdeutschen ein Affe heißt, so hat man aus Unkunde aus dem offenen Maule einen Maulaffen gemacht, und vermuthlich zuerst eben den, der

Sprichwörter dagegen, bei deren Anwendung der Verstand niemals müssig ist, und deren Werth, wenn sie bildlich sind, nur so lange gefühlt werden kann, als man das Bild noch zu deuten versteht, sterben eher aus, wenn sich entweder die Denkungsart des Volkes ändert, oder die Umstände hinwegfallen, worauf sie sich bezogen, wie ich davon oben einige Beispiele angeführt habe. Und eben deswegen ist der durch sie veranlaßte Schluß auf den Charakter der Nation, bei der sie im Schwange sind, ziemlich untrüglich.

Es leuchtet indessen von selbst ein, daß die Uebereinstimmung irgend eines Ausspruchs mit der Nationaldenkungsart, noch nicht hinlänglich ist, ihm den Rang eines Sprichworts zu verschaffen. Er muß durchaus auch irgend etwas haben, wodurch er vor der gemeinen

der im Plattdeutschen ein Muulape hieß, einen Maulaffen genannt. Nachmals hat vielleicht jemand von einem Menschen, der mit offenem Munde auf dem Markte stand, und die ausgekramten Waaren begafte, im Scherz gesagt, er hat einen Maulaffen (sich selbst) feil; woher die Redensart: Maulaffen feil haben, entstanden seyn mag.

Rede hervorsticht. Ehe das Silber gangbare Münze werden kann, muß es ein Gepräge bekommen, das den Werth desselben erhöht, damit niemand einen Vortheil darin finde, ihm eine andere Form zu geben. Und dies Gepräge des Sprichworts ist sein **Ausdruck.** Daß ein Haupterforderniß desselben die **Kürze** ist, habe ich bereits oben angemerkt; und diese ist um desto schätzbarer, wenn sie der Fruchtbarkeit des Sinnes nichts entzieht, gesetzt auch, daß der Sprache dabei einige Gewalt geschähe. **Sparmund und Uebelleb kaufen dem Wohlleb das Haus ab,** ist vielleicht eines von den Sprichwörtern, die selbst dem kritischen Sprachlehrer lieb seyn müssen, ohnerachtet sie sein Ohr beleidigen.

Außer der **Kürze** kommt vornehmlich der **Reim** dem Gedächtnisse zu Hülfe, und daher kommen die vielen gereimten Sprichwörter. Der gemeine Mann hält überdies den Reim für etwas überaus künstliches. Gereimte Dinge haben deswegen etwas bezauberndes für ihn, selbst wenn ihr ganzer Werth bloß im Reime besteht. Die Volkslieder, die Räthsel, die Zaubersprüche, die vom Vater auf den

Sohn Jahrhunderte hindurch vererbt werden, sind oft so sinnlos und abgeschmackt, daß es nicht zu begreifen wäre, wie man sie des Aufbewahrens werth halten können, wenn sie nicht durch das Reimgeklingel das rohe Ohr ergötzten. Selbst die ernsthafte Römersprache, der dies Geklingel so unnatürlich ist, mußte sich zu den Zeiten des **Erasmus** dazu bequemen, weil die Köpfe damals so leer waren, daß sie, um doch nicht ganz müssig zu seyn, und auch nicht ganz so unwissend zu scheinen, als sie es wirklich waren, ihre Zuflucht zum Spielwerk mit Wörtern, zu **Acrostichen** *) und Chro-

*) Acrosticha heißen Verse, deren Anfangsbuchstaben einen Namen, ein Wort und dergleichen geben. Zu Beispielen davon dienen unter andern verschiedene alte Kirchengesänge. Die Anfangsbuchstaben von den 13 Versen des Liedes: Hilf Gott, laß mirs gelingen ꝛc. geben den Namen des Verfassers: HEINRICH MULER. Die Anfangsbuchstaben von den sieben Versen des Liedes: **Wie schön leucht't uns der Morgenstern**: W, E, G, V, (statt U nach der damaligen Schreibart) H, Z, W bedeuten: Wilhelm, Ernst, Graf Und Herr Zu Waldeck. Wenn man die ersten Wörter

Chronogrammen *), zu allerlei Arten von Anagrammen **) und zu den elendesten Reim-

Wörter von den Versen des vortreflichen Liedes, Befiel du deine Wege, zusammenlieset, so erhält man den Spruch Psalm 38, 5. wo sich der Dichter nur im letzten Verse genöthigt sah, statt Machen, Mach End zu setzen. — Und dergleichen giebts unzählige mehr!

*) Chronogrammen sind Verse, oder Wörter, in denen die Buchstaben, die im Lateinischen eine Zahl bezeichnen, zusammen genommen, eine Jahrszahl ausmachen. Man findet dergleichen häufig auf den Inschriften der Münzen, Denkmäler u. s. w. — Als im Jahr 1716 dem Kaiser Carl VI, der Prinz Leopold geboren wurde, worüber die Freude außerordentlich groß war, so hatte ein Dichter das Glück, zu entdecken, daß die Zahl dieses Jahres in dem Worte DILVCVLVM (die Morgenröthe) enthalten wäre. Da das ganze Chronogramm nur in einem einzigen Worte bestand, jeder Buchstab in demselben bedeutend war, und noch obenein eine gute Ahndung darin zu liegen schien, so wurde diese Entdeckung sehr ansehnlich belohnt.

*) Anagramma ist eine Versetzung der Buchstaben, z. E. wenn aus Logica (die Vernunftlehre) Caligo

(die

Reimflickereien nehmen mußten. Wie viel mehr mußte nun nicht ein Spruch mit allgemeinem Beifall aufgenommen werden, der außer dem wichtigen, auffallenden, von Jeder-

(die Finsterniß) gemacht wird. So verächtlich dergleichen Spielereien an und für sich sind, zumal wenn jemand etwas Wunderbares und Geheimnißvolles darin sucht, so sind sie doch bisweilen von einem sinnreichen Kopfe sehr glücklich angewandt worden, und sind ihm bis zur Bewunderung gelungen. Das schönste Anagramma, welches vielleicht jemals gemacht worden ist, rührt von Jablonsky (damaligen Rector der Schule zu Lissa, und nachherigem Hofprediger in Berlin) her. Die Veranlassung war folgende: Als der König Stanislaus von Polen in seiner Jugend von Reisen zurück kam, versammlete sich das ganze Lescinskische Haus in Lissa um seinen Stammerben zu bewillkommen. Jablonski veranstaltete zu dieser Feierlichkeit einen Schulactus, und ließ zum Beschluß desselben von dreizehn Schülern, die als junge Helden gekleidet waren, ein Ballet tanzen. Jeder derselben hatte einen Schild, worauf einer von den Buchstaben aus den Wörtern DOMVS LESCINIA (das Haus Lescinski) mit Gold geschrieben war. Am Ende des ersten Ballets standen

dermann als wahr anerkannten Sinne, noch obenein den Vorzug des Reimes hatte; wie

Schick dich in die Welt hinein;
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Daß sich schickt' die Welt darein; oder

Ein Fund verholen,
Ist so gut, als gestohlen; oder

Morgenstund
Hat Gold im Mund, u. s. w.

Andere Sprichwörter zeichnen sich indessen auch, ohne Reim, durch wahre Vortreflichkeit des

den sie so, daß man auf ihren neben einander gehaltenen Schilden

DOMVS LESCINIA las;

nach dem zweiten Ballet standen sie in der Ordnung, daß man las:

ADES INCOLVMIS
(Unversehrt bist du hier)

nach der dritten: OMNIS ES LVCIDA
(Ganz strahlend bist du da)

dann: LVCIDA SIS OMEN
(Strahlend sei uns Ahndung)

dann: MANE SIDVS LOCI
(Bleib' des Landes Stern)

dann: SIS COLVMNA DEI
(Sei eine Seule Gottes)

und

des Ausdrucks so sehr aus, daß es Schade gewesen wäre, wenn man eine so glückliche Einkleidung eines an und für sich wichtigen Gedanken nicht aufbewahrt hätte. Man würde beinahe von allen Erfordernissen zur ästhetischen Vollkommenheit des Ausdrucks Beispiele aus dem Sprichwörterschatze der Deutschen hernehmen können. — Um mich jetzt nur auf einige wenigen einzulassen! — Welche Simplicität liegt nicht in dem Sprichworte: **Wo der Zaun niedrig ist, steigt jedermann über.** Wenn der arme Verlassene, der von einem Mächtigen gedrückt wird, dies sagt, so liegt das einfache, jedermann bekannte Bild ganz ausgemahlt vor uns da, und bezeichnet uns mit einem einzigen Zuge den Unterdrücker, der bei seiner Ungerechtigkeit noch so bequem ist, daß er sich gerade den Gegenstand auswählt, den er ohne Mühe und Gefahr mißhandeln kann;

und zum Beschluß: I SCANDE SOLIVM.

(Geh, besteige den Thron.)

Das letztere war um so viel schöner, da es in der Folge als eine Art von Prophezeihung gerechtfertigt ward.

kann; und die Naivetät des Ausdrucks macht tausendmal mehr Wirkung auf unser Herz, als die ausführlichste Beschreibung des erlittenen Unrechts. — Wie schön ist nicht die Metapher in der alten ökonomischen Witterungsbeobachtung: **Nordwind im Brachmond weht Korn ins Land.** — Wie glücklich die Personificirung der Nachläßigkeit, die sich begnügt alle ihre Sachen nur halb zu thun: **Der Gutgenug hat sein Lebtage nichts getaugt.** — Wie körnicht und fein; **Wer eine Stiefmutter hat, hat auch einen Stiefvater!**

Aussprüche von dieser Schönheit mußten für jeden, der sie hörte, etwas Anziehendes haben, und wurden deswegen nicht leicht ein Raub der Vergessenheit. Waren sie überdies, wie die eben angeführten, von der Art, daß der Fall, auf den sie angewandt werden konnten, sich öfter ereignete *), so wurden sie desto leichter

*) Viele vortreffliche Aussprüche sind zwar eine Zeitlang im Gedächtniß des Volks geblieben, weil sie aber nicht häufig genug konnten angewandt werden, so gingen sie bald entweder ganz verloren, oder

leichter zum Sprichwort, je weniger der Geist des Volkes noch gebildet war. Denn eine Nation, die noch auf den ersten Stufen der Cultur steht, hat ein viel größeres Bedürfniß,

oder erhielten sich nur in den Schriften der Gelehrten. — Der Kaiser Karl der Große z. E. hatte auf seinem Degenknopfe, womit er seine Befehle zu siegeln pflegte, die Buchstaben D. P. C. A. D. C. (Decem Praeceptorum Custos A Deo Constitutus, d. h. Zum Wächter der zehn Gebote von Gott verordnet) eingraben lassen; und pflegte zu sagen: „Was der Knopf siegelt, soll die Spitze vertheidigen." Lange erzählte man sich diesen Ausspruch des großen Kaisers; aber die Veranlassung, ihn zu wiederholen, war so selten, daß er endlich unter dem Volke in Vergessenheit gerieth. — Als Wilhelm, Landgraf von Hessen, nicht in den Prager Frieden willigen wollte, um nicht gegen Schweden bundbrüchig zu werden, ließ er eine Münze mit der Inschrift schlagen: Lieber Land und Leute verloren, als einen falschen Eid geschworen. Auch dieses edelmüthige Wort wurde lange zu seiner Ehre wiederholt, konnte aber seiner Natur nach nicht leicht ein Sprichwort werden.

niß, als eine bereits gebildete, sich mit einer Sammlung von dergleichen Gemeinsprüchen zu versehen. Es fehlt ihr an einem hinlänglichen Reichtum der Sprache, ihre Ideen, zumal abgezogene, allgemeine Begriffe, zu bezeichnen. Sie muß also zu Metaphern ihre Zuflucht nehmen, und ist genöthigt, die schon entdeckten desto sorgfältiger zu bewahren, je weniger Wahrscheinlichkeit da ist, sie durch bessere zu ersetzen. Es kommen tausend Fälle vor, wo jemand sein Recht oder die Wahrheit seines Urtheils entweder gar nicht, oder doch nicht so gut beweisen kann, als wenn er sich auf einen bereits bekannten Ausspruch beruft. Wo es kein geschriebenes Gesetz giebt, muß das Ueberlieferte die Stelle desselben vertreten. Man giebt daher diesem auch gern eine Form, in welcher es sich am leichtesten von Mund zu Munde fortpflanzen läßt. Und wer Weisheit unter seine Zeitgenossen verbreiten will, muß es durch Sentenzen thun, die eindrücklich sind, den Verstand zum Nachdenken wecken und Volksreden werden.

Dies alles macht in der aufkeimenden Cultur eines Volkes ihm Sprichwörter, sprich-

wörtliche Redensarten, gereimte und bildliche Rechtsregeln unentbehrlich, und gewöhnt den Geist, darauf zu merken, sie dem Gedächtnisse anzuvertraun und zur rechten Zeit Gebrauch davon zu machen. Eben deswegen haben sich auch größtentheils die ersten Weisen der Völker durch dergleichen Aussprüche verewigt. Von den sieben Weisen Griechenlands wissen wir noch bis auf den heutigen Tag einen Theil ihrer Denksprüche, als: **Bedenke das Ende; Erkenne dich selbst: Merke auf die gelegenste Zeit** u. s. w.

So wie indessen von den wohlthätigsten früheren Erfindungen selten bekannt ist, wem wir sie zu verdanken haben, so sind auch die Namen von den wenigsten Urhebern unserer Sprichwörter bis auf unsere Zeiten gekommen. Vielleicht waren es nicht immer Männer von Ansehn und Ruf; denn Münzen von dieser Art zu prägen, ist kein ausschließendes Recht des Throns. Und waren sie es auch, so hatte ihr Name nicht ein so allgemeines Interesse, als die Geburt ihres Witzes. Auch ist bei aller Dankbarkeit, mit der man sich gern bei

dem Genusse der Gabe an den Geber erinnern möchte, ein Name leicht vergessen.

Wahrscheinlich haben die früheren Volksschriften das Verdienst, daß durch sie manches Sprichwort ist ausgestreut worden. In einigen Gegenden der Mark habe ich unter andern gefunden, daß sich die Landleute — ob auch anderswo? weis ich nicht — häufig auf den Eulenspiegel beziehen. Sehr oft habe ich z. E. gehört: „Wo Ehre ausgeht, geht Ehre ein, sagte Eulenspiegel," und manche setzen noch hinzu: „als er dem Schwein einen guten Tag bot, und es grunzte." Ehedem scheint diese Anführung des Eulenspiegels noch weit mehr im Gebrauche gewesen zu seyn; denn Philander von Sittenwald führt, im vierten Gesichte des ersten Theils, den Eulenspiegel redend ein, wie er sich beklagt, daß man überall seine unschuldige Auctorität mißbraucht, daß er immer „dem Kalbe in die Augen schlagen, der Katze die Schellen anhängen, jedermann den Brei versalzen" müsse u. s. w. Sehr viele Stellen aus alten Dichtern, aus dem Reineke Voß, Sebastian Brands Narren-

renschiff, dem Theurdank, dem Frosch-mäusler u. a. sind wörtlich in dem Sprichwörterschatze der alten Deutschen vorhanden; aber wenn es z. B. im ersteren heißt:

„Wer Böses steur'n und hindern kann,
„Und thut es nicht, der hilft daran,"

so ist immer noch die Frage, ob der Dichter den Spruch aus der Volksrede, oder die Volksrede ihn aus dem Dichter entlehnt habe.

Zu unsern Zeiten würde es bei aller Mühe, die man darauf verwenden wollte, doch nur äußerst selten gelingen, den Mann zu entdekken, vor dessen Gepräge die Nachwelt so viel Achtung hatte, daß sie seine Münze nicht einschmolz. Schon Agricola, der doch ihrem Ursprunge um drittehalbhundert Jahre näher war, beklagt sich darüber, daß wir Deutschen nicht wüßten, woher unsere Sprichwörter kämen, und daß er vergeblich in denen Schriften darnach gesucht habe, von welchen er das meiste Licht erwartet hätte.

In der That würde auch der wahre Gewinn, den wir uns von der Befriedigung dieser Forschbegierde versprechen könnten, nicht sehr hoch in Anschlag zu bringen seyn. Denn

die meisten Sprichwörter sind verständlich, ohne daß wir weiter etwas von ihrem Ursprunge zu wissen nöthig haben. Wichtiger wäre es, denen historischen Umständen nachzuspühren, die sichtbar bei manchen zum Grunde liegen, und wegen deren Dunkelheit oft der ganze Sinn räthselhaft bleibt, oder doch nicht zu begreifen ist, wie man gerade zu diesem Ausdrucke gekommen seyn mag.

Wenn dergleichen historische Umstände nicht ganz allgemein bekannt sind, und es dem Volke bleiben *), so sterben die darauf zielenden Sprichwörter aus. Die sprichwörtlichen Redensarten aber erhalten sich aus den Gründen, die ich oben S. 162 angeführt habe, weit

*) Dahin gehören sonderlich die Anspielungen auf die heilige Schrift, z. E. Alsbald Petrus an den Hof kam, ward ein Schalk draus; und eine Menge von sprichwörtlichen Redensarten, als: Wie kommt Saul unter die Propheten; geplagt, wie Hiob; ein Judaskuß; hier ist gut seyn; Jeremiaden anstimmen, mit einem fremden Kalbe pflügen u. s. w.

Bei den Griechen, wo der Homer so häufig, wie bei uns die Bibel gelesen wurde, finden wir überall Anspie-

weit eher; und daher sind unter den letzteren so viele, die für uns völlig den Reiz der Metapher verloren haben. — Wieviele, die von ein Paar Streitenden, deren Zwist eine unerhebliche Sache betrift, sagen: „sie streiten um des Kaisers Bart", wissen wol, was der Streit um des Kaisers Bart eigentlich sagen wolle? *) Doch gehen auch sprichwört-

 liche

Anspielungen auf die Iliade und Odyssee. Und in der Römisch Katholischen Kirche, wo die Legenden der Heiligen eine sehr ausgebreitete Lectüre sind, ist ein großer Theil der Volkssprache für jeden unverständlich, der den Pater Cochem nicht gelesen hat.

*) Es gab eine Zeit, wo man weitläuftig, heftig und sehr gelehrt darüber stritt, ob Kaiser Karl der Große einen Bart getragen habe oder nicht. Gelehrte und Ungelehrte lachten über den Streit, und spotteten desselben dadurch, daß sie ihn als ein Beispiel von einer unnützen Untersuchung anführten. Aber mit Unrecht! Die Sache war wirklich wichtig, ob der Kaiser seinen Bart habe scheren lassen oder nicht. Denn es fanden sich Urkunden vor, von deren Aechtheit große Privilegien abhingen. Auf einigen Siegeln derselben stand aber

das

liche Redensarten bisweilen unter, wenn man sie nicht mehr zu deuten versteht, wie: sieh dich vor, daß dirs nicht geht wie dem Abt

das Bild des Kaisers mit und auf andern ohne einen Bart. Nun entstand der sehr natürliche Verdacht, daß entweder jene oder diese untergeschoben seyn möchten, und es ward eine wichtige Frage, welche von beiden ächt seyn möchten, welches nicht anders entschieden werden konnte, als daß man auszumitteln suchte, ob der Kaiser einen Bart getragen habe, oder nicht. So ungerecht indessen auch der Spott über diese Untersuchung war, so ist er doch in eine sprichwörtliche Redensart übergegangen.

Ueberhaupt spielte der Bart in den alten Sprichwörtern und Volksmetaphern eine ansehnliche Rolle. So sagte man auch: laß dir darum keinen Bart wachsen, wo wir jetzt sagen, laß dir kein graues Haar drum wachsen; weil man damals den Bart wachsen ließ, wenn man in Trauer war. Als z. B. der Pabst Clemens VII, 1525 vom Cardinal Pompeo Colonna in der Engelsburg eingeschlossen ward, hatte er sich den Bart wachsen lassen, und ließ sich in dieser Gestalt des Leidtragenden auch nachmals auf einer Münze abbilden, auf deren Rückseite der Engel den Apostel Petrus aus dem

Gefäng-

Abt von Fulda *). Und manche Sprichwörter verändern in einem solchen Falle, wenn sie sich auch erhalten, doch ihre Anwendung, weil die damit verknüpften Nebenbegriffe hinwegfallen. Z. E. **Wer das Glück hat, führt die Braut;** **) **Wo der liebe Gott**

Gefängniß führt, mit der Ueberschrift: Dominus misit angelum suum, et eripuit me de manu Herodis (der Herr hat seinen Engel gesandt, und mich aus der Hand des Herodes errettet.)

*) Der Abt von Fulda hatte sichs einfallen lassen, der Schlacht bei Lützen, in der Gustav Adolph fiel, zuzusehen, und hatte dabei durch einen unglücklichen Schuß das Leben eingebüßt. Eine Schlacht, wie diese, war natürlich in Deutschland lange Zeit der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs, und man erwähnte derselben nicht leicht, ohne auch des neugierigen Abtes zu gedenken. Mit der Zeit aber, als diejenigen ausgestorben waren, die an Gustav Adolph einen näheren Antheil genommen hatten, verlor sich auch die sprichwörtliche Erinnerung an den Abt von Fulda.

**) Dies Sprichwort soll um das Jahr 871 entstanden seyn, und folgende Veranlassung gehabt haben. Die Mähren raubten die Tochter eines Böhmischen Herzogs, welche eine Braut war, wur-

eine Kirche baut, da baut der Teufel auch ein Wirthshaus daneben *).

Für den feineren Theil der Nation werden die Sprichwörter überhaupt allmälig unwichtiger.

den aber auf ihrem Zuge unvermuthet von dem Gefolge des Bischof Arno zu Würzburg überfallen und mußten diesem die Prinzessin, samt allen geraubten Schätzen, überlassen. Damals sagte man: wer das Glück hat, führt die Braut heim. In der Folge, als man die Anekdote nicht mehr wußte, bekam das Sprichwort den viel matteren Sinn, den es haben würde, wenn es bloß von der Ehre, die Braut zur Trauung zu führen, abgeleitet wäre.

*) Das war ursprünglich wol eine Anspielung auf die Wirthshäuser und Herbergen, die neben den Wallfahrtskirchen angelegt wurden, und in denen meistentheils die Andacht wieder vertrunken und verbrauset wurde, die etwa in der Kirche mochte erregt worden seyn. In Gegenden, wo man keinen anschauenden Begriff von dem Wallfahrtsgreuel hatte, gab man dem Sprichwort einen allgemeineren Sinn und sagte auch wol: wo der liebe Gott eine Kirche baut, da baut auch der Teufel eine Capelle daneben.

tiger. Jemehr man die Sprache in seiner Gewalt hat, desto leichter findet man für seinen Gedanken einen eigenen Ausdruck. Die Eigenliebe überredet uns, daß das Geschöpf unserer Phantasie dem fremden an Schönheit nichts nachgiebt; und selbst wenn wir diesem den Vorzug nicht ableugnen können, so ists uns doch schmeichelhafter, mit einem Putze hervorzutreten, der uns selbst gehört, oder den wir heimlich liehen, als mit einem Schmucke zu prangen, von dem ein jeder sogleich beim ersten Anblick erkennt, daß er geborgt ist. Auch hängen sich an die Sprichwörter, die in einem unaufhörlichen Umlaufe unter der niedern Volksklasse sind, unvermerkt so mancherlei Nebenbegriffe, die nicht selten die ursprünglichen Züge ihres Gepräges mit Schmuz überziehn; und diese Züge sind ohnehin bei einer beträchtlichen Anzahl derselben zu sehr nach dem Geschmacke der Zeiten, wo man zwar kräftig, aber nicht eben so edel und fein zu zeichnen verstand.

Ueberdies ist es in den gesellschaftlichen Unterhaltungen meistentheils nicht sowohl darum zu thun, sich gegenseitig Ideen mitzutheilen, um den Kreis seiner Erkenntniß zu erweitern

und seine Urtheile zu berichtigen, als vielmehr, die gefährliche Feindin Langeweile zu verscheuchen, wozu allenfalls auch das leere Getöse der Wortfülle taugt. Deswegen wird an jedem Gegenstande jegliche Seite hervorgekehrt, und jegliches Fältchen ausgebreitet; man verschweigt nichts, was man weis, und sucht ein Verdienst darin, von Nichts recht viel sagen zu können. Und zu diesem Behufe findet man seine Rechnung nicht bei der Anführung eines Sprichworts, das nicht nur mit drei Worten alles das sagt, womit man das Gespräch vielleicht auf eine Stunde hätte ausfüllen können, sondern auch den Redenden erinnert, daß seine gemachte Reflexion nichts weniger, als den Vorzug der Neuheit hat. Ich erinnere mich sogar, in den Tischgesetzen einer frölichen Gesellschaft gelesen zu haben: „wer ein Sprichwort anführt muß zur Strafe auf der Stelle eine Anekdote erzählen; Ursache: damit durch diese der zerrissene Faden der Unterhaltung, die durch jenes immer, wie mit einem Punctum geschlossen wird, wieder angeknüpft werde."

Die Hauptursache, wodurch die Sprichwörter allmälig aus dem Zirkel der feineren

Welt verdrängt werden, liegt indessen wol in der Art, wie wir jetzt unsere Bildung erlangen. Wir lernen, was wir wissen, nicht sowohl durch die mündliche Unterhaltung, als aus Büchern. Daher kommt in unserem gesellschaftlichen Gespräche der buchmäßige Ausdruck und der buchmäßige Gang der Ideen. In den Schriften kann man sich nicht mehr begnügen, den vorgetragenen Gedanken bloß der sinnlichen Anschauung so nahe zu bringen, und seine Allgemeinheit durch Winke anzudeuten, wie dies durch ein Sprichwort geschieht; man muß ihn aus seinen Gründen ableiten und seine Gränzen scharf bestimmen. Und eben das gewöhnen wir uns auch in der Gesellschaft zu thun, oder vielmehr wir lesen uns dort meistentheils bloß vor, es sei nun aus dem Gedächtniß, oder aus der Tasche.

Bei dem allen, glaube ich, könnte selbst der Schriftsteller von den Sprichwörtern noch auf mannigfaltige Weise Nutzen ziehen, wenn man es der Mühe werth hielte, sie mit reifer Beurtheilung und mit Geschmack zu gebrauchen. Sie geben dem Verstande oft einen äußerst angenehmen Ruhepunkt, bei welchem

er gleichsam einen Augenblick stille steht, um die zerstreuten einzelnen Züge in ein Ganzes zu sammlen; und noch öfter dienen sie dazu, das Räsonnement, wenn es sich unvermerkt zu sehr in das Gebiet der abgezogenen Ideen verloren hatte, auf einmal dem schlichten Menschenverstande und der Anschauung näher zu bringen. Häufig dürften sie im edleren Styl wol niemals angewendet werden, aber desto gewisser würden sie jedesmal, am rechten Orte, ihre Wirkung thun.

Volksschriftsteller haben vielleicht kein besseres Mittel, verstanden zu werden, und ihr Räsonnement mit Auctorität zu unterstützen, als Sprichwörter. **Cervantes** und **Shakespear** waren Meister in dieser Kunst, und gewiß hatten sie ihr einen großen Theil des Eindrucks zu verdanken, den ihre Werke auf ihre Landsleute machten. Wenn es aber den Volksschriftstellern darum zu thun wäre, nicht bloß durch den Gebrauch der Sprichwörter dem Volke zu gefallen, sondern auch durch sie auf dasselbe zu wirken; so müßten sie es hauptsächlich auf folgenden drei Wegen versuchen.

Erstlich

Erstlich müßten sie von den guten und wahren Sprichwörtern, die bereits unter dem Volke vorhanden sind, die Anwendung auf solche Empfindungen, Grundsätze und Wahrheiten zeigen, die zwar ein allgemeines Interesse haben, denen aber doch noch allerlei Vorurtheile im Wege stehn. Der gemeine Mann setzt immer ein gewisses Mißtrauen in alles Neue. Etwas Unerhörtes heißt bei ihm etwas Widersinniges, und was Vater und Großvater gethan und geglaubt hat, ist eben deswegen gut und wahr. Bekräftigt man ihm nun das Neue und Unerhörte mit einem großväterlichen Ausspruch, so fällt es ihm nicht ein, es für so ganz neu und unerhört zu halten, und ist desto eher geneigt, es anzunehmen.

Zweitens müßten die falschen, ungereimten Sätze und Regeln, die sprichwörtlich geworden sind, nach und nach ausgerottet werden. Dahin gehören hauptsächlich so viele Wetterbeobachtungen, die unzählig oft durch die Erfahrung widerlegt werden, und doch immer noch Glauben finden. Z. E. Regnet's den Sonntag vor der Miß, so regnet's die Woche gewiß; — der Donnerstag ist wunderlich, der Freitag ist absunder-

sunderlich, wie das Wetter den Freitag, so ists auch den Sonntag, u. s. w.

Drittens müßte von den Sprichwörtern, die zwar in einem oder dem andern Falle wahr sind, aber das meistemal zu einem Trugschluß verleiten, das Unrichtige in der allzuweiten Ausdehnung ihres Gebrauchs auffallend gemacht werden. Und dies alles müßte man nicht durch bloßes Moralisiren bewirken wollen; sondern man müßte es so viel als möglich anschaulich machen. Erzählungen, wie Tobias Witt im ersten Theile des Philosophen für die Welt, Schauspiele, in denen die abgeschmackte Anwendung eines solchen Sprichworts hervorstäche, Fabeln und wahre Geschichten, die für das Volk Interesse haben, würden dazu sonderlich benutzt werden können.

Vielleicht könnten dadurch auch am besten neue Sprichwörter eingeführt werden; wiewol dies in unsern Zeiten mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft ist. Bei der großen Trennung unserer Wissenschaften vom gemeinen Leben ists schon eine schwere Aufgabe für den Gelehrten, dem gemeinen Manne durchaus

ver=

verständlich zu werden; eine noch viel schwerere ihn recht innig von irgend einer Wahrheit zu überzeugen; und die allerschwerste, in einem einzigen Satze, Kürze, Stärke, Witz und Popularität zu vereinigen. Selbst unsere gebildetere Sprache, die die genaue und vollständige Bezeichnung der Begriffe und ihrer Verhältnisse verlangt *) erschwert diese Forderung. Wenigstens lehrt die Erfahrung, daß es unsern allgemein gelesensten Schriftstellern der neuern Zeit nicht gelungen ist, einen ihrer Aussprüche so zu prägen, daß er wäre bis zum Range eines Sprichworts erhoben worden. Aus Gellerts Schriften sind verschiedene Ausdrücke und Redensarten sprichwörtlich geworden, z. E. für Sorgen ist mir gar nicht bange

*) In einer weniger ausgebildeten Sprache ist es immer viel leichter, mit Stärke und Nachdruck zu reden, als in einer mehr cultivirten. Man lese die kurzen, markigten Inschriften der Römer, die für alle neueren Sprachen unübersetzlich sind, oder in der Uebersetzung durchwässert werden! Wer ausführlicher davon unterrichtet zu seyn wünscht, sehe Adelungs Magazin für die deutsche Sprache, 1. Jahrg. 3t. St. S. 3 u. f.

bange &c. Vierzehn Jahr und sieben Wochen; ach ja, Herr Amtmann ja; blau war der Hecht u. dergl. aber einen ganzen Satz hat man, meines Wissens, nie dem eigentlichen Sprichwörterschatze beigefügt.

Wenn es jemanden darum zu thun wäre, diesen zu vermehren, so müßte er in dem Umgange mit dem gemeinen Manne solche Aussprüche, die er für Candidaten dieser Würde hielte, dann und wann in das Gespräch verflechten, und sich diejenigen merken, die eine besondere Sensation machten. Würden sie vielleicht gar von den Horchenden mit darauf gelegtem Gewichte wiederholt, so wäre das ein sicheres Zeichen, daß sie den Vorzug der Popularität mit genugsamer Stärke vereinten. Und dann würde es, um sie in das größere Publikum einzuführen, nicht genug seyn, sie etwa einmal in eine viel gelesene Schrift mit einzustreun, — so aufmerksam und so oft kann man bei der jetzigen Bücherüberschwemmung nicht lesen, daß man den einzelnen hervorstechenden Gedanken nicht übersähe, und sich seiner eine geraume Zeit nach Endigung des Buchs noch lebhaft erinnerte — man müßte einen

solchen

solchen Spruch in einer Erzählung, in einem Schauspiel, oder bei Gelegenheit einer allgemein bekannten Geschichte so innig mit dem Ganzen und in so mannigfaltigen Beziehungen verweben, daß er schlechterdings nicht unbemerkt und unbehalten bleiben könnte. Und solche Erzählungen müßten denn durch Calender und ähnliche Volksschriften *) unter allen Classen des Volkes ausgebreitet werden. — Wer daran zweifelt, daß dies von Nutzen für die Moralität, den Geschmack und die Aufklärung des großen Haufen seyn möchte, dem kann ich es nicht beweisen.

*) Z. E. Die Armesündergeschichten, die bei jeder Hinrichtung verkauft werden, und eben so abgeschmackt zu seyn pflegen, als sie gut und erwecklich seyn könnten und seyn sollten.

Ueber die sittliche Bildung einzelner Menschen.

Umgang.

(Beschluß.)

Ich habe von dem Einfluß geredet, den die bürgerliche Gesellschaft auf die Bildung des Menschen im Großen hat *). Jetzt will ich noch einige Anmerkungen über den besonderen Umgang der Einzelnen machen. Ich sage, einige Anmerkungen! denn einen so wichtigen, weitumfassenden Gegenstand ausführlich abzuhandeln, würde ein eigenes weitläuftiges Werk erfordert werden. Meine Leser wissen aber schon aus den vorhergehenden Abhandlungen über die sittliche Bildung des Menschen, daß ich gewohnt bin, mich dabei bloß auf das unmittel-

*) S. Vierter Theil, S. 1 — 43.

mittelbar Practische einzuschränken, und mehr Materialien zum weiteren Nachdenken hin zu legen, als sie zu einem vollständigen Gebäude zu verarbeiten.

Jedermann weis, daß man aus dem Umgange, den jemand unterhält, einen ziemlich untrüglichen Schluß auf seine Neigungen, Sitten und Kenntnisse machen kann. Fast in allen Sprachen hat man ein Sprichwort, das ohngefähr so viel sagt, als unser deutsches **Gleich und Gleich gesellt sich gern,** oder **Gleich sucht sich, Gleich findt sich.** Freilich gilt dieser Schluß aus dem Umgange eines Mannes auf seine Denkungsart nur dann, wenn er sich ihn selbst gewählt hat, denn nur dann ist derselbe ein Zeugniß seines Geschmackes. Aber auch, wenn jemand durch Umstände genöthigt wurde, sich lange im Kreise von solchen zu befinden, die er niemals würde aufgesucht haben, wird man in den meisten Fällen sagen können; **Hinz** ist ein Schalk und **Kunz** ein ehrlicher Mann, denn jener ist immer von Schalken und dieser von ehrlichen Leuten umgeben.

Grundsätze und Handlungen, die wir oft hören und sehen, können uns Anfangs befremden; nach und nach verlieren sie den Eindruck des Ungewöhnlichen, dann halten wir sie für natürlich, und endlich werden sie uns eigentümlich, vielleicht ohne daß wir es wissen und wollten. Wenigstens wird eine große Festigkeit des Charakters und eine fortgesetzte Aufmerksamkeit auf sich selbst erfordert, um davor sicher zu seyn.

Eine Ausnahme findet alsdann Statt, wenn der erste Eindruck, den das Betragen anderer auf uns machte, in einem hohen Grade unser Gefühl beleidigte. In diesem Falle wird die öftere Wiederholung eines solchen Eindrucks nur dazu dienen, unsern Abscheu zu verstärken. Auf diese Art läßt sichs erklären, warum Kinder, so groß auch bei ihnen der Hang zur Nachahmung seyn mag, doch oft von den Lastern ihrer Eltern und Erzieher nicht angesteckt werden.

In allen übrigen Fällen wird man gemeinhin das, was diejenigen sind, mit denen wir umgehn. Und wie wichtig ists deswegen für das Kind, den Knaben, den Jüngling und

den werdenden Mann, in welche Gesellschaften sie gerathen. Eltern, die darauf nicht geachtet haben, dürfen sichs wahrlich nicht befremden lassen, wenn ihre hoffnungsvollsten Lieblinge, bei aller sonstigen Sorgfalt, die sie auf ihre Bildung verwandten, bei allen guten Grundsätzen, die sie ihnen einzuflößen suchten, doch ausgeartete Taugenichts werden.

Man hat es unzählig oft gesagt, und man wird es nie oft genug sagen können, daß der erste Same zu einer verderbten Bildung des Kopfes und Herzens der Kinder gemeinhin von den Dienstbothen gesäet wird. Wenn die Eltern ihren Geschäften obliegen und wenn sie ihren Vergnügungen fröhnen, ist das Kind in der Gesellschaft des Bedienten, der Kinderfrau, des Cammermädchen; es hört ihre Gespräche, sieht ihr Betragen, und nimmt vielleicht selbst seinen kleinen Antheil daran; — und dann wundert man sich, woher es zu der pöbelhaften Sprache, zu den unpolirten Sitten und zu hundert Niederträchtigkeiten kommt? Daß es nicht wenigstens von den Eltern eben so viel Gutes, als von den Dienstbothen Schlimmes annimmt, ist gar nicht befremdend. Theils

wissen

wissen sich die letzteren meistentheils der Zuneigung des Kleinen weit sicherer zu bemächtigen als jene; theils verwenden sie auf ihr verderbendes Geschäft mehr Zeit.

Sind nun die Kinder durch das Gesinde zu allen künftigen Kränkungen, die sich die Eltern von ihnen versprechen dürfen, nach bestem Vermögen vorbereitet, so wird der ausgestreute Same gewöhnlich durch den Umgang mit ihres gleichen so genährt und gepflegt, daß seine Wurzeln niemals wieder auszurotten sind. Jedes theilt seinen Vorrath von Unarten dem andern mit, jedes ist mit seiner kleinen Phantasie geschäftig, ihn mit neuen Erfindungen zu bereichern, und jedes ermuntert das andere, durch seinen Beifall, auf diesem Wege weitere Fortschritte zu machen. Am allergefährlichsten ist von dieser Seite der Umgang junger Mädchen unter einander. Hang zur Intrigue, Bekanntschaft mit dem Laster, Beschmutzung der Einbildungskraft, und Geschmack an allen Befriedigungsmitteln der Eitelkeit, sind die gewöhnlichen Folgen der schwesterlich freundschaftlichen Zusammenkünfte. Und wodurch dies alles noch tausendmal gefährlicher wird, als es schon

an und für sich wäre, ist die Heimlichkeit, womit das andere Geschlecht alle Unternehmungen betreibt, gegen die sich ein inneres Gefühl des Unrechts auflehnt.

Aber wie ist diesem Uebel abzuhelfen? Ich sehe kein anderes Mittel, als daß Eltern, die ihre Kinder wirklich lieben, ihr größtes und hauptsächlichstes Vergnügen in der Bildung ihrer Kinder suchen; und die Kinder früh gewöhnet werden, ihr Vergnügen in dem Umgang mit den Eltern zu finden. Der Umgang mit ihres gleichen sollte ihnen nie gestattet werden, als in Gegenwart der Eltern oder geprüfter Personen; aber diese müßten dann auch ihr völliges Vertrauen zu erwerben wissen; müßten an ihren jugendlichen Freuden und ihren Gesprächen Antheil nehmen; nicht ewig moralisiren, nicht von dem Mädchen verlangen, daß es wie eine Matrone sprechen und handeln soll; müßten ihnen das Nützliche angenehm, und das Gute zur Freude zu machen verstehen; müßten — was unter hundert Müttern selten zwei, und unter tausend französischen Mamsellen nicht eine ist — selbst gut erzogen seyn.

Wenn gegen die Pensionsanstalten für das weibliche Geschlecht, gegen die seit einiger Zeit so vieles mit aller Wärme, die die Sache verdient, geschrieben worden, und von denen Julchen Grünthal *) ein so treffendes Bild entwirft, weiter nichts zu sagen wäre, als eben dies, daß junge Mädchen dort Tag und Nacht bei einander, und beinahe gezwungen sind, sich einander die Köpfchen zu verrücken und die Herzen zu verstimmen: so würden Eltern sich niemals, als von der alleräußersten Nothwendigkeit gedrungen, entschließen können, ihre Töchter in Pensionen zu geben.

Bei dem allen, obgleich dies Uebel für das junge Frauenzimmer so groß ist, daß nur die Erziehung in den Klöstern noch schädlicher seyn kann; so ist für die Knaben der Aufenthalt auf einer öffentlichen Schule, **wo sie bei einander wohnen**, doch noch ungleich nachtheiliger. In den Pensionen sehen die Mädchen doch wenigstens eine Haushaltung, sie werden mit einigen Geschäften und Verhältnissen des Lebens

*) Julchen Grünthal, eine Pensionsgeschichte. 1784.

Lebens bekannt, haben doch auch wol einige Familienverbindung, und die ganze weite Welt wird ihnen nicht ganz fremd. Auf der öffentlichen Schule dagegen, wo der Knabe immer in den Wänden des Schulgebäudes eingeschlossen ist, wo er gar nie lernt, was er einst, als Bürger, als Gatte, als Vater, als Freund für Pflichten auszuüben hat, wo er nie Beispiele von der Erfüllung dieser Pflichten sieht, wo er sich eine Welt träumt, wie sie nirgends außer seiner Phantasie ist, wo ihm der Beifall seiner Gespielen das süßeste ist, was er erjagen kann, und er nun den größesten Theil des Tages allen natürlichen Folgen des Umgangs mit ihm ähnlichen Knaben bloßgestellt ist — auf diesen öffentlichen Schulen ist wahrlich nicht besser für ihn gesorgt, als für das Mädchen in der **schen Pension.

„Was sollen wir aber thun?" fragen mich öfters Eltern, die ihre Kinder wirklich lieben. — „Hier auf dem Lande, oder in „der kleinen Stadt, wo wir leben, fehlt es „uns an aller Gelegenheit, unsern Söhnen „und Töchtern eine ordentliche Erziehung zu „geben. Wenn uns auch einen Hauslehrer

„ zu halten nicht zu kostbar wäre, so ists doch
„ so schwer, immer einen zu finden, der un-
„ serer Absicht genügte. Was bleibt uns an-
„ ders übrig, als eine öffentliche Schule, oder
„ Pension. Und mit diesen kann es ja doch
„ auch nicht so arg seyn, als mans wol vor-
„ giebt. Wir kennen doch so viele vortrefliche
„ Männer und Frauen, die in dergleichen An-
„ stalten gebildet sind."

Ich antworte auf das letztere zuerst! Man würde mich sehr unrecht verstehen, wenn man glaubte, daß ich behaupten wolle: alle Kinder müßten in solchen Anstalten durchaus verdorben werden. Aber schwer ists, unverdorben zu bleiben, wenn bei dergleichen Anstalten nicht die allersorgfältigsten und kräftigsten Vorkehrungen getroffen sind. Und immer entbehrt die dort erzogene Jugend mehr oder weniger den Vortheil, mit dem wirklichen Leben der Menschen und denen Verhältnissen, in welche sie einst kommen soll, bekannt und in der Erfüllung der geselligen Pflichten geübt zu werden.

Was aber das erstere betrift, so ist mein Rath: suchet euch an dem Orte, wo ihr glaubt, daß die Bildung eurer Kinder besser, als in eurem Hause besorgt werden könne, eine wohlgesinnte Familie, die euren Sohn oder eure Tochter aufnimmt, sie als ihre Angehörigen behandelt, sie Theil an ihrem Umgange nehmen läßt, und ihnen einigermaßen die Stelle der Eltern vertritt. Eure Kinder werden davon den Vortheil haben, daß ihr Herz zu den sanfteren Gefühlen, die der Familienumgang uns einflößt, gewöhnt wird, daß sie durch Gefälligkeit und Aufmerksamkeit für andere sich Liebe erwerben lernen, daß sie nicht in Kleidung, Manieren, Sitten und Grundsätzen ihrer eigenen jugendlichen Phantasie folgen, daß sie mit manchen Lastern gar nicht bekannt werden, und manche, die sie kennen lernen, nicht ausüben dürfen, daß sie der Welt, in der sie einst leben sollen, näher sind, den Gang mancher Geschäfte, die Folgen mancher Handlungen, die Einrichtung und Führung einer Haushaltung unvermerkt kennen lernen, selbst einigen Antheil daran nehmen, und so durch die Sache selbst einen Unterricht

erhalten, der in den Lehrstunden entweder gar nicht, oder doch nur durch Worte ertheilt werden kann.

Lasset sie dann den Unterricht in einer öffentlichen Schule oder Pension genießen, so werden sie von derselben alle Vortheile einer gemeinschaftlichen Unterweisung genießen, ohne mit ihren Mitschülern gemeinschaftlich an dem Verderben ihres Geschmacks, ihres Verstandes und Herzens zu arbeiten. Ist euer Sohn oder eure Tochter noch unverdorben, so werden sie es bleiben können. Sie werden nur mit denen von ihren Schul- oder Pensionsbekannten einen näheren Zusammenhang unterhalten dürfen, deren Denkungsart mit der ihrigen harmonirt, und werden für die Geringschätzung und allenfalls zu fürchtenden Verspottung des ungezogenen Theils, durch die Liebe ihrer Lehrer und durch die Freundschaft ihrer Hausgenossen, schadlos gehalten werden. Sind sie aber durch eine gemeinschaftliche Wohnung, durch gemeinschaftliche Zeitvertreibe, durch gemeinschaftliche Beschäftigung außer den Lehrstunden gezwungen, den Beifall aller ihrer Mitgenossen zu suchen, wenn

sie

sie nicht ihren Vorwürfen und Neckereien ausgesetzt seyn wollen: so sind sie auch — der jugendlichen Denkungsart gemäß — genöthigt, alles mit zu machen, und werden in kurzer Zeit selbst an dem allen Geschmack finden, wogegen sich Anfangs ihr unverdorbenes Gefühl empörte.

„Wer nun aber entfernt von einer sol„chen Anstalt lebt, keine solche Familie hat, „der er sein Kind anvertrauen könnte, und „doch will, daß sein Sohn studiren und seine „Tochter französisch, tanzen, das Clavier „spielen, sich mit Geschmack putzen ꝛc. ꝛc. ler„nen soll?“ Nun der gebe sie hin in die Schule oder Pension, und thue, was er kann: wähle die Anstalt, von der er weis, daß die Vorsteher und Mitarbeiter denen Uebeln, die mit der Natur der Sache verbunden sind, soviel als möglich ist, entgegen arbeiten. Denn so schwer dies ist, so ists doch nicht ganz unmöglich, und es giebt, Gottlob! noch Anstalten, wo es von gewissenhaften Männern nach besten Kräften geschieht! — —

Wenn die Zeit der sogenannten eigentlichen Erziehung vorbei ist, so nimmt die Erziehung, die wir in der Welt bekommen, ihren Anfang. Hier ist es der Umgang vornehmlich, dem wir die Weckung unserer Gefühle, die Bereicherung unserer Kenntnisse und die Befestigung unsers Charakters zu danken haben. Daß nicht alle in dieser Schule so gut gebildet werden, als sie es könnten, ist hauptsächlich zweierlei Ursachen zuzuschreiben. Zuerst, unser Umgang hat durch die gesellschaftlichen Zeitvertreibe, bei denen der Geist zu wenig beschäftigt wird, den größesten Theil seines Werthes verloren. Und dann schränkt er sich zu sehr auf Leute von einerlei Stand, von ähnlicher Lebensart und ohngefähr gleichen Glücksumständen ein. Daher kommt die Einförmigkeit des Tons bei ganzen Classen von Menschen, und die Einseitigkeit der Kenntnisse und die unnatürliche Steifigkeit in dem gesellschaftlichen Leben. **Berlin** hat den großen Vorzug, daß man hier weniger Steifigkeit im Umgange findet, weniger einseitige Räsonnements hört, und weniger Einförmigkeit im Betragen gewahr wird, als selbst an andern

großen

großen und volkreichen Oertern. Sehr richtig merkt der Reisende in der Berlinischen Monatsschrift an, daß dies großentheils eine Folge von den vielen Klubs und Kränzchen ist, in denen sich hier Männer aus allen Ständen versammlen, und einen schönen Theil ihrer Muße auf eine eben so angenehme als nützliche Art zu bringen.

In einer der schönsten Städte Deutschlands habe ich dagegen die traurige Sitte gefunden, daß sich die verschiedenen Stände ganz von einander absondern, jeder seine eigenen Gesellschaften ausmacht, und einer den andern durch ausdrückliche Gesetze von der Theilnehmung an seinen Versammlungen ausschließt. Wenn **Franklin** dort hinkäme, so würde die Gesellschaft im Hotel de B * * auf das Vergnügen, sich mit ihm zu unterhalten, Verzicht thun müssen, weil er keinen goldenen Schlüssel trägt; und **Washington** würde nicht in den Clubb der Gelehrten kommen dürfen, weil er in eine Uniform gekleidet ist. Wenn der Umgang durch dergleichen Etiquetten und Vorurtheile beschränkt wird, so kann

es ohnmöglich fehlen, daß nicht die verschiedenen Stände einander immer fremder werden, und aller Umlauf des Segens der Aufklärung gehemmt werden sollte!

Da wir dem Umgange mit guten Menschen größtentheils den wahren Genuß des Lebens verdanken, so wäre sehr zu wünschen, daß man immer mehr darauf dächte, alles aus dem Wege zu räumen, wodurch derselbe erschwert und gestöhrt zu werden pflegt. Das steife Cerimoniel, der Aufwand der Tafel, die leeren gesellschaftlichen Spiele, die Unbekanntschaft mit Dingen, die einen angenehmen und interessanten Stoff zur Unterhaltung darbieten könnten, sind die Haupthindernisse der gesellschaftlichen Freuden. Wer etwas dazu beiträgt, sie hinweg zu räumen, es sei durch Schreiben, durch Reden, oder durch Beispiel, der macht sich in der That um den Genuß unsers Lebens verdient.

Uebrigens ist es ein eigenes Studium, sich für den Umgang mit andern Menschen zu bilden. Die Biegsamkeit des Geistes, jeder

Wen-

Wendung des Gesprächs zu folgen, die Gefälligkeit des Charakters, seine eigene Phantasien dem allgemeinen Interesse aufzuopfern, die Gegenwart des Geistes, sich selbst oder andern aus kleinen Verlegenheiten zu helfen, die Gabe, sich leicht, richtig und angenehm auszudrücken, die Feinheit des Geschmacks, Stoff und Einkleidung der Unterhaltung passend zu wählen, der Reichtum an gemeinnützigen Kenntnissen, die Vorsicht, das zu vermeiden, wodurch man, vielleicht ohne es zu wissen, anstoßen könnte; — dies alles erfordert eine Aufmerksamkeit und fortgesetzte Uebung, wozu man nur durch den Umgang selbst gelangen kann. Daher ists nicht befremdend, daß so viele, sonst vortrefliche Männer, für den Umgang schlechterdings nicht taugen: zumal da man bei der Erziehung auf dies alles ungleich weniger, als auf die sogenannte Artigkeit, Rücksicht zu nehmen pflegt.

Das entvölkerte Dorf.

Aus dem Englischen des Oliver Goldsmith neu übersetzt.

Die Veranlassung, dies reizende Gedichtchen von dem Verfassers des Landpriesters von Wakefield zu übersetzen, und zwar es so, wie es hier ist, von Zeile zu Zeile so wörtlich als möglich deutsch zu geben, war folgende. — Ich hatte Jemanden den Rath gegeben, das Englische so zu lernen, wie ich es gelernt hatte, d. h. nach einiger Bekanntschaft mit dem Mechanismus der Sprache, ein Englisches Buch und eine getreue Uebersetzung desselben zur Hand zu nehmen, und dann ununterbrochen fortzulesen, ohne zu dem Wörterbuche weiter Zuflucht zu nehmen, als da, wo sich die Uebereinstimmung des Originals und der Uebersetzung nicht gleich

gleich ergeben wollte. Mit den Prosaisten ging alles nach Wunsche, aber bei den Dichtern fanden sich Schwierigkeiten, die ich nicht nöthig habe, aufzuzählen. Ich schlug zur Uebung das Deserted Village vor, weil es eben so leicht als unterhaltend geschrieben ist; aber es war mir davon keine andere Uebersetzung als die vom Herrn Professor Gildemeister zu Duisburg bekannt: und diese war zu unserer Absicht nicht völlig brauchbar, weil die Form des Hexameters den Verfasser bisweilen genöthigt hat, den Sinn des Originals nach seinen Bedürfnissen umzubilden. Ich machte also selbst diese wörtliche Uebersetzung und bestimmte sie zum Druck, damit sie vielleicht einem oder dem anderen Leser zu eben dem Behufe nützen könnte, wozu sie eigentlich entworfen ward. Nachmals wurde mir zwar Schlossers Uebersetzung bekannt, die völlig so vortreflich ist, als man sie von Schlossern erwarten muß, und aus der ich selbst manche Verbesserungen der Meinigen entlehnt habe; aber sie ist nicht besonders, so viel ich weiß, sondern bloß im zweiten Theile seiner kleinen Schriften abgedruckt; weswegen ich hoffe, daß die meinige nicht ganz überflüssig seyn wird.

Trautes Auburn, lieblichstes Dorf der Flur, — wo Gesundheit und Fülle den emsigen Landmann erfreute, — wo der lächelnde Lenz seinen frühsten Besuch gab — und scheidend des Sommers zögernde Blumen verweilten, — holde, liebliche Lauben der Unschuld und Behaglichkeit — Sitze meiner Jugend, wo jegliches Spiel mich zu vergnügen vermochte, — wie oft bin ich über deine Wiesen geschlendert, — wo bescheidenes Glück jegliche Scene noch angenehmer machte!

Wie oft verweilte ich bei jedem Reize, — bei der dichten Hütte, dem wohlbestellten Mayerhof, — dem nimmer versiegenden Bach, der rastlosen Mühle, — der stattlichen Kirche, die den nachbarlichen Hügel krönte, — dem Hagedornbusch, mit Sitzen unter dem Schatten, — für das gesprächige Alter und flisternde Liebende gemacht!

Wie oft habe ich den kommenden Tag gesegnet, — wo die unterbrochene Arbeit ihre Reihe dem Zeitvertreib abtrat, — und die ganze Dorf-Versammlung von Arbeit frei — ihre

Spiele

Spiele begann unter dem weitgebreiteten Baum, — während manche zum Kurzweil im Schatten sich im Kreise drehten, — die Jungen kämpften, indeß die Alten zusahn; — und manche einen Luftsprung vor Freude auf der platten Erde thaten, — und Kunststückchen und Versuche der Stärke herumgingen; — und, obgleich jedes, oft wiederholte Vergnügen ermüdet, — doch die gelingenden Spiele die fröliche Schaar entzückten; — das tanzende Paar bloß seinen Ruhm darin suchte — es auszuhalten bis sie einander niedertanzten; — das Bäuerchen nichts argwöhnte von seinem bemahlten Gesichte — indessen heimliches Gelächter rundum auf dem Platze kicherte; — des züchtigen Mädchens Seitenblicke der Liebe; — der alten Mutter Wink, der diese Blicke strafte! — — Das waren deine Reize, trautes Dorf! Spiele wie diese, — machten durch ihren süßen Wechsel selbst die Arbeit zur Freude; — sie gossen rund um deine Hütten ihren frölichen Einfluß aus. — Das waren deine Reize .... Aber alle diese Reize sind entflohn.

Süßlächelndes Dorf, lieblichstes der weiten Ebene, — deine Lustbarkeiten sind hin, und

alle deine Reize sind gewichen; — Mitten unter deinen Lauben ist die Hand des Tyrannen erschienen, — und Verwüstung entstellet alle deine Wiesen. — Ein einziger Herr reißt alles Landeigentum an sich, — und die halbe Pflege läßt deine lachende Flur verwildern; — Der krystallhelle Bach spiegelt nicht mehr den Sonnenstrahl zurück; — sondern vom Riedgras verstopft arbeitet er sich mühsam durchs Unkraut. — Längst deiner Wege im Walde sitzt der einsame Fremdling, — die mit holem Getöse heulende Rohrdommel, auf ihrem Neste; — auf deinen verlassenen Spaziergängen fliegt der Kiebiz, — und ermüdet ihren Wiederhall mit seinem einförmigen Geschrei. — Eingesunken sind deine Hütten alle in ungestalte Trümmern, — und das lange Gras ragt über die vermodernden Wände hervor, — und zitternd, ausgesogen von des Räubers Hand, — weit, weit hinweg sind deine Kinder von ihrem Vaterlande geflohn.

Elend ist ein Land, eine Beute des nahenden Jammers, — wo Reichtum sich häuft und Menschen sich vermindern: — Fürsten und Große mögen blühen, oder mögen welken; — ein

ein Hauch kann sie wieder machen, wie ein Hauch sie gemacht hat; — aber das muthige Landvolk, ... ihres Landes Stolz, — wenn das einmal zerstört ist, kann nimmer ersetzt werden.

Es gab eine Zeit, ehe Englands Trübsale begannen, — da jegliche Hufe ihren Mann ernährte; — leichte Arbeit gewährte ihm gesegnete Fülle — gab gerade was er zum Leben bedurfte, aber gab nicht mehr: — seine besten Gefährten: Unschuld und Gesundheit, — und seine besten Reichtümer: nicht zu wissen, was Reichtum ist.

Aber die Zeiten sind verändert! Des Handels fühlloses Gefolge — bemächtigt sich des Landes und stößt den Landmann hinaus. — Längst dem weiten Gefilde, wo Dörfchen bei Dörfchen entsproß, — ruht träger Reichtum und lästiger Pomp, — und jeder Mangel, der dem Ueberfluß anhängt, — und jede Plage, die die Thorheit dem Stolz bezahlt. — Diese köstliche Stunden, die die Genüge blühen hieß, — jene ruhigen Begierden, die nur wenig Raum verlangten, — jene gesunden Zeitvertreibe, die die friedlichen Scenen schmückten, —

lebten in jeglichem Blick und verherrlichten die ganze Flur. — Sie sind weit hinweg geflohn, eine freundlichere Aufnahme zu suchen, — und ländliche Freuden und Sitten sind nicht mehr.

Süßes Auburn! Mutter der seligsten Stunden, — deine verlassenen Hayne bekennen die Gewalt des Tyrannen. — Hier, wenn ich meine einsamen Wanderungen unterneh= me, — mitten in deinen verwilderten Gängen, und verwüsteten Gründen, — und (manch Jahr ist seit dem entflohn) zurück kehre, um zu sehn, — wo einst die Hütte stand, der Hagedorn wuchs, — so erwacht die Erinnerung mit ih= rer ganzen geschäftigen Begleitung, — schwellt die Brust mir auf, und verwandelt die Vorzeit in Pein.

Auf allen meinen Wanderungen durch diese Welt des Kummers, — bei allen meinen Leiden (Gott hat mir meinen beschiedenen Theil gegeben) — hatte ich noch die Hoffnung, meine letzten Stunden zu krönen, — mich in diesen bescheidenen Hütten niederzulegen; — Haus zu halten mit der Kerze des Lebens bis ans En= de, — und die Flamme vor dem Erlöschen durch Ruhe zu bewahren; — ich hatte noch

Hoff=

Hoffnung (denn die Eitelkeit begleitet uns immer!) — unter den Bauern meine Bücherweisheit zu zeigen, — um meinen Camin eine Abendgesellschaft zu versammlen — und zu erzählen was ich alles gefühlt und alles gesehen habe. — Und, wie ein Hase, den Hunde und Hörner verfolgen, — sich nach dem Lager sehnt, von dem er zuerst aufsprang, — so hatte ich noch Hoffnung, wenn meine langen Mühseligkeiten überstanden wären, — hieher zurück zu kehren, — — und endlich zu Hause zu sterben.

O gesegnete Einsamkeit, Freundin des sinkenden Lebens, — Zufluchtsort vor den Sorgen, der mir nie zu Theil werden mußte, — wie glücklich ist, wer in Schatten wie diese, — eine geschäftige Jugend mit einem ruhigen Alter krönt, — der eine Welt verläßt, wo mächtige Versuchungen locken, — und (da es so schwer ist zu kämpfen) fliehen lernt! — Für ihn durchwühlen Unglückliche, zu Mühseligkeiten und Thränen geboren, — die Minen nicht, oder wagen sich auf die gefährliche Tiefe; — kein trotziger Thürhüter steht da in abscheulichem Staate, — den flehenden Hunger von seinem Thor zu stoßen; — sondern langsam geht

er seinem letzten Ende entgegen. — Engel umgeben freundlich ihn, den Tugendfreund; — so neigt er sich mit unmerklich schwindenden Kräften zum Grabe, — wohin Verleugnung der Welt sanft hinab die Pfade bahnt; — und da alle seine Aussichten gegen das Ende hin am hellsten glänzen, — so fängt sein Himmel schon an, ehe die Erde dahin ist!

Süß war der Schall, wenn am Ende der Abenddämmerung — auf jenen Hügel des Dorfs Gemurmel hinanstieg. — Wenn ich dort mit sorglosen Schritten langsam einher ging, — kamen die vermischten Töne gedämpft von unten hinauf: — der Hirte, der dem Liede des Milchmädchen antwortete, — die ernsthafte Heerde, die ihren Jungen entgegen brüllte, — die lärmenden Gänse, die auf dem Teiche schnatterten, — die spielenden Kinder, die eben aus der Schule entlassen waren, — die Stimme des Hofhunds, der das Flistern des Windes anbellte, — und das laute Gelächter, das die sorgenleere Seele verkündigte, — dies alles mischte sich mit süßer Verwirrung in den Schatten, — und füllte jede Pause aus, die die Nachtigall machte. — Aber nun ist

das Geräusch der Volksmenge hin, — kein frohes Gemurmel wallt in die Kühle der Luft, — keine emsigen Schritte betreten den grasbewachsenen Fußsteig, — denn alle blühende Fülle des Lebens ist hin! — Alle, außer jenem verwittweten, einsamen Geschöpfe, — das sich kraftlos an der Seite der sumpfigen Quelle krümmt. — Die armselige Alte ist gedrungen, im hohen Alter, ums Brod — den Bach, der mit breiter Kresse bedeckt ist, zu entblößen, ihr Winterreis von den Dornen zu lesen, — ihr nächtliches Obdach zu suchen und bis an den Morgen zu weinen. — Sie allein ist übrig von dem ganzen harmlosen Haufen, — die unglückliche Erzählerin der Geschichte des melancholischen Feldes.

Nah an jenem Gebüsch, wo einst der Garten lachte, — und wo noch jetzt manche Gartenblume wild wächst; — dort, wo das wenige zerrissene Gesträuch den Platz offen läßt, — stieg des Dorfpredigers sittsame Wohnung empor, — ein Mann, der der ganzen Gegend lieb war, — und bei vierzig Pfund des Jahrs für reich galt. — Fern von der Stadt ging er emsig seine gottselige Laufbahn, — und nimmer

mer hat er seine Stelle verändert, noch wünscht' er sie zu ändern, — Unerfahren war er zu schmeicheln, oder Einfluß zu suchen — durch das Modeln der Lehren nach der wechselnden Zeit. — Ganz andere Zwecke hatte sein Herz schätzen gelernt, — geschickter, den Unglücklichen empor zu heben, als zu steigen. — Sein Haus war der ganzen Landstreicherzunft bekannt, — er schalt ihr Herumschwärmen aber half ihrer Noth ab; — Sein Gast war der Bettler, der ihm schon lange bekannt war, — dessen herabhängender Bart über die betagte Brust hin wallte. — Der verarmte Verschwender, der nun nicht länger aufgeblasen war, — meldete sich da als einen Verwandten, und sein Vorgeben ward genehmigt; — der verstümmelte Soldat ward freundlich gebeten, einzusprechen, — setzte sich an seinen Camin und schwatzte den Abend hinweg, — weinte über seine Wunden, oder wenn die Geschichten der Trübsale geendigt waren, — schulterte er seine Krücke, und zeigte, wie die Schlachtfelder wären gewonnen worden. — Zufrieden mit seinen Gästen, lernte der gute Mann von Mitleid zu glühen, — und vergaß gänzlich ihre Fehler

über

über ihr Unglück; — Unbekümmert, ihr Verdienst oder ihre Schwächen zu wägen, — gab sein Mitleid ehe die Menschenliebe sich regte.

So den Elenden zu unterstützen, war sein Stolz, — und selbst seine Fehler neigten sich auf die Seite der Tugend; — Aber in seinem Amt bereit auf jeglichen Wink, — wachte er und weinte und betete und fühlte für alle! — Und wie ein Vogel jede schmeichelnde Anreizung versucht, — seine neubefiederte Brut gen Himmel zu locken, — so versuchte er jegliche Kunst, schalt jeden trägen Aufschub, — lockte zu glanzvolleren Welten, und ging den Weg voran.

Neben dem Bette, wo das scheidende Leben geängstet ward, — und Sorge, Verschuldung und Schmerzen wechselsweise schreckten, — war der ehrwürdige Kämpfer der Beistand. Auf seinen Zuspruch — floh Verzweiflung und Angst die ringende Seele; — Trost kam herab, den bebenden Sünder aufzurichten, — und seine letzten stammlenden Worte lallten Preis.

In der Kirche schmückte voll Milde und ungekünstelter Anmuth — sein Antlitz den ehr-

würdigen Ort; — die Wahrheit von seinen Lippen siegte mit doppelter Kraft, — und Thoren, die zu spotten kamen, blieben zu beten. — Wenn der Gottesdienst aus war, drängte sich um den frommen Mann — mit männlichem Eifer jeder redliche Bauer; — selbst die Kinder folgten ihm mit liebkosendem Muthwillen — und zupften ihn am Chorrock um des guten Mannes Lächeln zu genießen. — Sein willfähriges Lächeln drückte die Wärme eines Vaters aus, — ihre Wohlfahrt machte ihn froh, ihre Sorgen bekümmert, — ihnen gab er sein Herz, seine Liebe, seine Leiden, — aber alle seine ernsten Gedanken ruhten im Himmel. — Gleich einem hohen Felsen, der seinen majestätischen Gipfel emporhebt, — vom Thal aufschwillt, und auf der Hälfte des Wegs den Sturm zurückläßt; — Und obgleich, rings um seine Brust, die rollenden Wolken gebreitet sind, — so ruht doch ewiger Sonnenschein auf seinem Haupte.

Neben jener zerrissenen Hecke, die den Weg einfaßt, — und mit dem blühenden Pfriemkraut vergeblich geschmückt ist — dort hielt

hielt in seiner geräuschvollen Wohnung, erfahren im Regieren, — der Dorfschulmeister seine kleine Schule. — Er war ein strenger Mann, und sah so ernsthaft aus: — ich kannte ihn wohl . . . und jeder kleine Tagedieb kannt' ihn. — Treflich hatte der zitternde Haufe gelernt — des Tages Unstern schon Morgens auf seinem Gesichte zu entdecken. — Treflich lachten sie mit verstellter Frölichkeit — über alle seine Späßchen, denn manchen Spaß machte er; — Treflich ging ihr geschäftiges Flistern rings herum — die schreckliche Zeitung zu verbreiten, wenn er die Stirn runzelte. — Bei dem allen war er ein lieber Mann; und war er ein wenig scharf, — so war die Liebe, die er für die Gelehrsamkeit hatte, Schuld daran. — Das ganze Dorf sprach davon, wieviel er wußte; — es war wahr: er konnte schreiben, und rechnen obendrein, — er konnte Land messen, Zeiten und Witterung prophezeihn, und sogar ging das Gespräch, daß er visiren konnte. — Im Disputiren vollends gestand der Pfarrer selbst seine Stärke, — denn sogar wenn er schon überwunden war, konnte er fort disputiren; — unterdessen die gelehrt-langen

Worte und die donnernde Stimme — die herumstehenden horchenden Bauer erschreckten; — und jemehr sie horchten um destomehr wuchs ihre Verwunderung, — daß ein so kleiner Kopf alles das, was er wußte, mit sich herum tragen konnte. — — Aber dahin ist alle sein Ruhm! selbst die Stelle, — wo er so manchesmal triumphirte, ist vergessen.

Neben jenem Dornbusch, der sein Haupt so hoch empor hebt, — wo sonst der Meilenzeiger das Auge des Wanderers auf sich zog, — lag im Thal das Haus, wo nußbraunes Getränk begeisterte, — wohin die graubärtige Frölichkeit, und lächelnder Fleiß, sich auszuruhen, gingen, — wo die Dorfpolitiker mit scharfen Blicken räsonnirten, — und Neuigkeiten, viel älter als ihr Bier, herum gingen.

Die Einbildungskraft läßt sich willfährig finden, — mir die Pracht des Sprachsals auf diesem festlichen Platze zu mahlen: — die weißgetünchten Wände, den niedlich mit Sand bestreuten Boden, — die lackirte Uhr, die hinter der Thür ticktackte; — die Kiste, eingerichtet zu einem doppelten Dienst, — zum Bette des Nachts, und zum Schenktisch bei Tage, — die Schil-

Schildereien zur Zierde und zum Nutzen hingehängt, — die zwölf guten Haushaltungslehren, das königliche Gänsespiel, — den Heerd, der (ausgenommen, wenn der Winter den Tag kältete), — mit Espenzweigen und Blumen und Fenchel geschmückt war — und die zerbrochenen Theetassen, die weislich zur Schau bewahrt — über dem Camin in einer Reihe glänzten.

Eitle, vergängliche Pracht! Dies alles konnte nicht — das wankende Häuschen von seinem Einsturz retten! — Verachtet sinkt es hin, und wird nicht mehr — des armen Mannes Herz mit einer werthen Stunde laben; — der Bauer sucht dort nicht mehr — die süße Vergessenheit seiner täglichen Sorgen; — nie werden wieder des Pachters Neuigkeiten, des Barbiers Geschichtchen, — nie wieder des Försters Volkslieder dort in Ansehn stehn; — nie wird mehr der Schmidt seine berußte Stirn dort erheitern, — seine schwerfälligen Glieder von sich strecken und angelehnt horchen; — den Wirth selbst findet man nicht mehr, — wie er sorgsam zusieht, wenn der schäumende Freudenbecher herumgeht; — noch wird die scham-

hafte Magd, halb gutwillig gezwungen — den Krug küssen, um ihn den übrigen zuzutrinken.

Ja! laß den Reichen spotten, den Stolzen — dieses einfache Glück der Niedern verachten; — theurer ist mir, und meinem Herzen näher verwandt — ein Reiz der Natur, als aller Prunk der Kunst. Die ungezwungenen Freuden, wo die Natur ihr Spiel hat, — eignet die Seele sich zu, und erkennt ihrer Erstgeburt Recht an, — leicht gaukeln sie über die offene Seele, unbeneidet, unbeschwerdet, unbegränzt! — Aber der langweilige Pomp, die mitternächtlichen Maskeraden, — mit alle den Possen des üppigen Reichtums verbrämt, — bei diesen macht, ehe die Gaukler halb ihren Wunsch erreichen, — der Ekel das mühselige Vergnügen zur Pein; — und selbst, während die glänzendsten Künste der Mode es täuschen, — fragt das mißtrauische Herz, ob denn das Freude sei.

Ihr Freunde der Wahrheit, ihr Staatsmänner, die ihr zuseht — wie die Freuden der Reichen sich mehren, die des Armen sich mindern, — Eure Sache ists zu entscheiden, wie weit die Gränzen von einander stehn — zwischen

schen einem glänzenden und einem glücklichen Lande. — Stolz schwillt die Fluth mit Lasten von geladenem Erz; — und jauchzende Thorheit bewillkommt sie vom Ufer; — Schätze, die selbst den Wunsch des Geizhalses übersteigen, — und Reiche fließen zusammen von allen Enden der Welt. — Aber berechnet unsern Gewinn! dieser Reichtum ist bloß ein Name, — der unsere wirklich nutzbaren Producte unverändert läßt. — Nicht so unser Verlust!... Der Mann von Reichtum und Stolz — nimmt einen Platz ein, der vielen Armen genügte — Platz für seinen Teich, für seines Lustwalds erweiterte Gränzen, — Platz für seine Pferde, seine Wagen, seine Hunde. — Das Kleid, das seine Glieder in weiche Trägheit hüllt — hat die benachbarten Felder ihres halben Ertrages beraubt. — Sein Schloß, wo es nur einsame langweilige Zeitvertreibe giebt, — verdrängt verächtlich die Hütte von dem Grasplatz; — jedes unentbehrliche Product fliegt durch alle Ecken der Welt, — für alle die Schwelgereien, die die ganze Welt hergiebt, — unterdessen das Land, so zu Ergötzlichkeit verziert, — durch

alle die fruchtlose Pracht entnervt, seinen Untergang erwartet.

So verachtet ein reizendes Mädchen, ungeschmückt und im einfachen Kleide — sicher, daß sie gefallen wird, so lange die Jugend für ihre Eroberungen bürget, — jeden erborgten Schimmer, den der Putz gewährt, — um nicht mit der Kunst den Sieg ihrer Blicke zu theilen. — Aber wenn diese Reize dahin sind, (denn Reize sind vergänglich) — wenn das Alter herannaht, und die Liebhaber ausgehn, — so schimmert sie dann, ängstlich zu reizen bemüht — in alle der glänzenden Ohnmacht des Putzes. — So geht es dem Lande, das sich von Schwelgerei verblenden läßt. — Erst ist es geschmückt mit den einfachsten Reizen der Natur; — aber wenn sichs zum Untergang neigt, so erhebt sich sein Glanz; — sein äußeres Ansehn entzückt, seine Paläste erregen Erstaunen; — unterdessen, vom Hunger gegeisselt, fort von dem lächelnden Felde — der jammernde Landmann sein armes Häufchen führt; — und indem er verschmachtet, wird ohne helfenden Arm — das blühende Land ... ein Garten und ein Grab.

Wo?

Wo? ach! wo soll denn der Arme wohnen, — um dem Drucke des alleserfüllenden Stolzes zu entfliehn? — Wenn er etwa auf den gemeinsamen unumzäunten Gränzen herumirrt, — und dort seine Heerde hintreibt, um sparsame Blätter zu suchen: — so theilen die Söhne des Reichtums diese unumzäunten Felder — und selbst die kahle gemeinsame Huth ist ihm versagt.

Eilt er in die Stadt, — was wartet seiner dort? — Ueberfluß an allem zu sehn, woran er keinen Theil nehmen darf, — zu sehn, wie sich zehn tausend Künste vereinen, — die Schwelgerei zu mästen, und die Menschheit zu vermindern; — zu sehn jene Freuden, die die Kinder der Wollust dafür halten — und die aus dem Wehe ihrer Nebengeschöpfe gepreßt sind. — Unterdessen hier der Höfling im goldenen Stoffe schimmert, — treibt mühselig dort der bleiche Künstler sein ungesundes Gewerbe; — unterdessen hier der Stolze mit seinem weitschweifigen Pompe prahlt, — verdüstert dort der schwarze Galgen die Seite des Weges. — Der Palast, wo das Vergnügen seinen mitternächtlichen Thron hat — nimmt hier, reichlich geschmückt, die prachtvolle Schaar

auf; — das Getümmel der Größe erfüllt den erleuchteten Marktplatz. — Die rasselnden Wagen stoßen zusammen, die Fackeln verblenden das Auge. — „Traun, Scenen wie diese beunruhigt nimmer Verdruß! — Traun sie sind Zeugen einer allgemeinen Frölichkeit!" — Ist das dein Ernst?... Ach! kehre dein Auge dahin, — wo das arme Weib ohne Obdach schaudernd liegt. — Einst, als ländliche Fülle sie beglückte, — weinte sie bei der Geschichte der leidenden Unschuld: — ihre sittsamen Blicke waren eine Zierde der Hütte, — gleich der Maßliebe, die lieblich unter den Dornen hervorsprießt. — Nun ist alles dahin; ihre Freunde, ihre Tugend ist hin, — neben der Thür des Verführers legt sie ihr Haupt, und vom Frost gequält und erstarrt vom Regenguß, — beweint sie mit schwermüthigen Herzen die unselige Stunde, da sie zuerst eitel, und stolz auf die Stadt — ihr Spinnrad und ihre ländliche Tracht verließ.

Theilet auch ... süßes Auburn, ... theilt auch dein liebliches Volk — theilen deine liebenswürdigen Kinder ihr Elend mit ihr? — Ach! vielleicht betteln sie eben jetzt von Frost

und

und Hunger geleitet — vor der Thür des Stolzen ihren Bissen Brod!

Ach, nein! In fernen Himmelsstrichen, ... eine grausende Scene! ... wo die Hälfte des Erdballs sie trennt, — gehn sie durch versengte Gegenden mit matten Schritten, — wo die ungestüme Altama zu ihrem Wehe! rauscht. — Ha! wie verschieden von der ganzen reizenden Vorzeit — sind die unzähligen Schrecknisse dieses schauderlichen Ufers. Jene sengende Sonne, die ihren senkrechten Strahl herabschießt, — und grausam die unerträgliche Tageshitze ausgießt; — jene verwachsenen Wälder, wo die Vögel den Gesang vergessen, — und nur die stummen Fledermäuse in schlafenden Klumpen zusammen hängen, — jene vergifteten Felder mit geilem Wachstum bedeckt, — wo der versteckte Scorpion Tod um sich her verbreitet, — wo auf jeglichem Tritte der Wanderer — die klappernden Schrecken der mordgierigen Schlange zu wecken fürchtet; — wo die schleichenden Tieger auf ihre rettungslose Beute lauren, — und mit ihnen die Wilden, noch blutdürstiger als sie; — unterdessen der wüthende Orcan im Wirbel daher fährt, — und die Trümmern der

verheerten Landschaft mit den Wolken mischt. — Wie verschieden ist dies von den vormaligen Scenen, — von dem kühlenden Bach, der mit Gras bekleideten Wiese, — dem luftigen Schutz des gesangreichen Waldes, — der nichts versteckte, als den verstohlnen Genuß der schuldlosen Liebe.

Guter Himmel! Welche Sorgen trübten den Tag des Abschieds, — der sie von den väterlichen Lustpfaden fort rief; — als die armen Verjagten, jedes Vergnügens beraubt, — an ihren Hütten hingen, sie innig gerührt zum letztenmale sahn, — einen langen Abschied nahmen, sich umsonst — nach Wohnsitzen, wie diese, jenseit des Westmeers sehnten — und noch vor dem Anblick der fernen Tiefe schauderten — zurückkehrten und weinten, und wieder kamen zu weinen.

Der gute alte Vater rüstete zum ersten sich — in die neue Welt zu gehn, und weinte über der Anderen Noth, — denn was ihn selbst betraf, sehnte er, in dem Bewußtseyn der Tugend getrost, — sich nur nach der Welt jenseit des Grabes. — Seine liebenswürdige Tochter, liebenswürdiger noch in ihren Thränen, — die

zärtliche

zärtliche Gefährtin seiner hülflosen Jahre, — ging schweigend neben ihm, unbesorgt für ihre Reize, — und verließ die Arme des Geliebten für des Vaters Arm. — Mit lauteren Klagen bejammerte die Mutter ihr Elend, — und segnete die Hütte wo jegliche Freude entsproß, — und küßte ihre sorglosen Kleinen mit unzähligen Thränen, — und umarmte sie, doppelt theuer im Unglück, mit Inbrunst, — unterdessen ihr zärtlicher Gatte bemüht war, sie — mit aller stillen Männlichkeit im Gram zu trösten.

O Ueppigkeit! verflucht durch den Rathschluß des Himmels, — wie unglücklich verwandelt sind Scenen, wie diese, durch dich! — Wie ergießt dein Kelch, mit verrätherischer Freude das Vergnügen, nur um zu verderben! — Königreiche, die durch dich zu kränkelnder Größe wuchsen, — prahlen mit einer blühenden Stärke, die nicht ihr eigen ist; — sie werden mit jeglichem Zuge (aus deinem Kelche) größer und größer, — und buhlen sorglos um den schwellenden Klumpen des Ueberflusses; — bis ihre Stärke untergraben ist, — und jeder Theil erkrankt, — — hinab,

hinab stürzen sie und streuen ihre Trümmern umher.

Eben jetzt begann die Verwüstung, — und zur Hälfte ist schon das Geschäft der Zerstöhrung geschehn. — Eben jetzt, dünkt mich, da ich tiefsinnig hier stehe, — seh' ich die ländlichen Tugenden das Land verlassen. — Dort hinab, wo jenes ankernde Schiff die Segel ausbreitet, — die müßig harrend bei jedem Hauche des Windes flattern; — Dort steigen sie hinab, ... ein melancholischer Zug! — gehn am Ufer vorüber, und bedecken den ganzen Strand. — Der genügsame Fleiß, und die gastfreie Sorgfalt; — die sanfte eheliche Zärtlichkeit, — und Gottesfurcht mit ihren Wünschen gen Himmel, — und unerschütterliche Redlichkeit, und aufrichtige Liebe, — und du, süße Dichtkunst, lieblichstes Mädchen, — immer zuerst auf der Flucht, wenn sinnliche Wollust sich eindrängt, — unvermögend in diesen ausgearteten Zeiten der Schande, — das Herz zu fesseln, oder zu edlem Ruhm zu spornen; — theure, reizende Nymphe, verachtet und verschrien, — meine Schmach bei der Menge, mein Stolz in der

Einsamkeit; — Du Quelle aller meiner Glückseligkeit, und all meines Wehs, — die du mich zuerst in Armuth fandest und mich in Armuth ließest; — du Führerin, durch die die edlern Künste blühn, — du Pflegerin jeglicher Tugend — Lebe wohl! — — Lebewohl, und o! wo sich immer deine Stimme erhebt, — an Torno's Klippen, oder Pambamarka's Gränzen, — entweder wo die Gluth unter der Linie brennt, — oder der Winter die Polarwelt in Schnee hüllt, — Laß doch deine Stimme, die dem Wechsel der Zeit trotzt, — die Strenge des ungünstigen Himmelsstrichs mildern, — unterstütze die verachtete Wahrheit mit deinem überredenden Gesange; — lehre die irrenden Menschen, die rasende Gewinnsucht verbannen; — lehre sie, daß Staaten, die natürliche Stärke besitzen, — obgleich sehr arm, doch sehr glücklich seyn können; — daß des Handels stolze Regierung zum schnellen Untergang eilt, — wie der Ocean die mühsamen Dämme hinwegreißt; — anstatt daß unabhängige Macht der Zeit trotzt, — wie Felsen den Wogen und dem Sturm widerstehn.

Ueber die brennbare Luft.

Als ich im dritten Theile dieses Lesebuchs anfing, über die neuentdeckten verschiedenen Luftarten das Merkwürdigste zu sagen, war es zwar leicht, vorher zu sehn, daß dieselben in kurzer Zeit in mehr als **einer** Wissenschaft, und selbst für manche Gewerbe ein Gegenstand von der grössesten Wichtigkeit werden würden; aber das war nicht zu vermuthen, daß eine derselben so früh schon eine so große Aufmerksamkeit des ganzen Publicums erregen würde, als es die **brennbare Luft** seit dem 27sten August des vorigen Jahres gethan hat. Denn dies war bekanntermaßen der Tag, an welchem der Professor **Charles** zu Paris den ersten mit brennbarer Luft gefüllten aerostatischen Ball aufsteigen ließ, und dadurch das Signal gab, welches die halbe Welt in Bewegung gesetzt hat,

hat, Luftbälle zu machen, zu sehen, zu loben, zu schelten u. s. w. Eben dies ist denn auch die Veranlassung gewesen, daß seit einem Jahre über die brennbare Luft so viel ist geredet und geschrieben worden, daß ich mich in dieser kleinen Abhandlung über dieselbe sehr kurz fassen kann.

Ich rede **zuerst** von der Art, wie man dieser Luftart habhaft werden kann: — Man bedient sich dazu am kürzesten eben des Apparates, wie der, welcher im dritten Theile dieses Leseb. S. 224 abgebildet und beschrieben ist. Anstatt aber, daß man, um fixe Luft zu gewinnen, kalkartige oder laugensalzige Körper auflösen muß, so bedient man sich, um **brennbare Luft** zu erhalten, der Metalle, und zwar vornehmlich des Eisens, Zinks und Zinns rc. rc. Wenn man eines von diesen Metallen in kleine Stücke gefeilt in die Flasche a gethan hat, tröpfelt man durch den Trichter b allmälig Vitriol- oder Salzsäure darauf, um vermittelst derselben die Metalle aufzulösen. Sobald dies zu geschehen anfängt, entwickelt sich die brennbare Luft und entflieht in die Röhre e, wo man ihre Ankunft an dem Ende f aus den

Blasen

Blasen gewahr wird, die sich in dem Wasser im Becken g bilden. Man läßt gern etliche von diesen Blasen zerplatzen *), und auf die Art die Luft, welche sich zuerst entwickelt, ungenutzt entfliehen, weil sie noch nicht lautere brennbare Luft, sondern noch mit der in der Flasche a vorhanden gewesenen gemeinen Luft vermischt ist. Hierauf fängt man die übrige Luft, welche sich gemeiniglich schnell entwickelt, eben so, wie es am angef. Orte mit der fixen Luft beschrieben worden, vermittelst einer mit Wasser angefüllten Flasche auf.

Dies ist, wenigstens für den bloßen Liebhaber — die kürzeste Art so viel brennbare Luft zu gewinnen, als zu einigen Versuchen zum Vergnügen erforderlich ist. Sonst kann man sie auch aus allerlei vegetabilischen Körpern, aus dem Wachs, dem Bernstein, selbst aus Austerschalen, Knochen u. s. w. vermittelst der Destillation erhalten. Priestley erhielt sogar

aus

*) Wenn man an diese Blasen ein brennendes Stückchen Papier bringt, so zerplatzen sie mit einem kleinen Knall und einer bläulichten Flamme.

aus verschiedenen Metallen brennbare Luft, wenn er sie in einem Flintenrohre der Glühhitze aussetzte, und an der Mündung desselben eine Vorrichtung anbrachte, die dazu schicklich war, die entfliehende Luft aufzufangen. In der Natur selbst wird sie ohne menschliches Zuthun unaufhörlich entwickelt. An Begräbnißplätzen, in heimlichen Gemächern, in den Höhlen der Bergwerke, an Oertern, wo todtes Vieh liegt, u. s. w. wird sie immerfort durch die Fäulniß entbunden, und in beträchtlicher Menge steigt sie von der Oberfläche der faulenden stehenden Gewässer auf. Hier kann man ihrer am leichtesten habhaft werden, wenn man einen weiten Trichter so auf die Pfütze stellt, daß die große Oefnung desselben das Wasser berührt, die enge Röhre aber nach oben gekehrt ist. Rührt man dann unter dem Trichter auf dem Grunde der Pfütze, so steigt die brennbare Luft in vielen Blasen in die Höhe; und gießt man in die Röhre des Trichters eine Flasche mit Wasser aus, so tritt sie an die Stelle desselben in die Flasche. Doch versteht es sich von selbst, daß diese brennbare Luft niemals so rein ist als die, welche man aus der Auflösung des Eisens

sens mit Vitriolsäure, oder des Zinks mit der Salzsäure erhalten hat.

Was nun **zweytens** die Eigenschaften derselben betrift, so hat sie

1) **die Fähigkeit entzündet zu werden**, weswegen man ihr auch den Namen der **brennbaren, entzündbaren**, oder **inflammabeln** Luft gegeben hat. Jedoch entzündet sie sich nur alsdann, wenn sie mit dephlogisticirter Luft gemischt ist. Ich sage: mit **dephlogisticirter**, ohnerachtet auch eine Beimischung von **gemeiner** Luft hinlänglich ist, damit die inflammable Luft brenne; denn meine Leser werden sich aus der Abhandlung über die dephlogisticirte Luft im vierten Theile erinnern, daß der Antheil, der von dieser unserer atmosphärischen Luft beigemischt ist, diese allein in den Stand setzt, das Leben eines Thiers und das Brennen des Feuers zu erhalten. Wenn man daher eine Flasche voll reiner brennbarer Luft hat und zündet solche an; so brennt sie nur oben an der Mündung der Flasche, wo sie nemlich mit der gemeinen Luft in Berührung kommt; und so wie sie nach und nach in der Flasche abnimmt, sinkt auch die Flamme, die

ins Bläulichte zu fallen pflegt, allmälig in der Flasche herab, bis endlich alle inflammable Luft verzehrt ist. Hat man die Luft oben an der Mündung der Flasche angezündet, und gießt alsdann nach und nach etwas Wasser hinein, so treibt solches die Luft aus der Flasche in die Höhe, und man erhält eine sehr lebhafte Flamme, die dem Auge um so mehr Vergnügen gewährt, da man nicht nur nichts sieht, was verbrennt, sondern sogar das herabfließende Wasser mit dem Feuer, das ihm entgegen strömt, zusammen gemischt ist.

Mischt man die brennbare Luft, ehe man sie anzündet, mit einem oder zwei Theilen gemeiner Luft, (welche Mischung man **Knallluft** zu nennen pflegt); so brennt die ganze Masse auf einmal ab; und ist das Gefäß, worin man diese Knallluft aufbewahrt, so beschaffen, daß es derselben nur eine geringe Oefnung zum Entweichen verstattet: so ist ihre Entzündung zugleich mit einem Knalle verbunden. Am heftigsten ist der Knall, wenn man statt der gemeinen Luft dephlogisticirte mit der inflammablen vermischt hat. Bei diesem Versuche ist indessen jederzeit die Vorsicht nothwen-

 dig,

Ingenhouß, der sehr genaue Versuche damit angestellt hat, erzeugte zwar eine brennbare Luft aus Vitriolsäure und Weingeist, die $\frac{2}{25}$ schwerer war, als die gemeine Luft; aber alle übrigen Gattungen derselben waren leichter. So fand er z. E. daß ein Gefäß, welches 138 Gran gemeine Luft hielt, mit 25 Gran inflammabler Luft, die aus Eisen mit Vitriolsäure entbunden war, angefüllt wurde, und daß eben dies Gefäß von der entzündbaren Sumpfluft 92 Gran faßte. **Herbert** fand, daß diejenige, welche er untersuchte, in ihrer Schwere von der gemeinen Luft nur wie 7 zu 13 verschieden war. — Diese ihre größere Leichtigkeit ist es, die sie in den Stand setzt, zu den aerostatischen Maschinen angewandt zu werden. Ein mit ihr angefüllter Körper, dessen Masse nicht so schwer ist, daß er durch sein Gewicht ihren Vorzug der Leichtigkeit überwiegt, muß aus eben dem Grunde in der gemeinen Luft schwimmen, aus welchem eine mit Luft gefüllte Blase auf dem Wasser schwimmt. **Montgolfier's** Art, die aerostatischen Maschinen bloß mit verdünnter Luft zu füllen, hat zwar den Vortheil, daß sie wohlfeil ist, und

nicht viele Zeit erfordert; da sie aber durchaus eines immerfort unterhaltenen Feuers bedarf, um immer die eingeschlossene Luft genugsam zu erwärmen, und dadurch zu verdünnen: so scheint es, daß man sie mit der Zeit fahren lassen, und dagegen darauf sinnen wird, die Schwierigkeiten zu heben, die man bis jetzt bei dem Füllen der Maschine mit inflammabler Luft gefunden hat. Daß man gewöhnlich glaubt, ein inflammables Luftfuhrwerk würde beim Gewitter sehr gefährlich seyn, wird durch die zweite angeführte Eigenschaft dieser Luft widerlegt. Denn wenn man sie in seiner Maschine so eingeschlossen hätte, daß keine gemeine Luft hineindringen könnte: so würde sie nicht brennen, selbst wenn die Maschine vom Bliz getroffen würde; und läßt sich denn nicht überdies das Einschlagen des Blitzes auf die Maschine vermeiden?

4) **Dem Wachstum der Pflanzen ist die inflammable Luft nicht schädlich;** sie wird vielmehr von denselben verbessert und zum Athmen tauglich gemacht; und zwar am allermeisten von den Wasserpflanzen. Gott hat also auch hier auf eine bewunderns wür-

dig, daß man sich dabei eines Gefäßes bedient, das der Gewalt der Platzung widerstehen kann; denn in dem Augenblicke des Abbrennens dehnt sich die Knallluft so mächtig aus, daß man vermittelst derselben fast wie mit Schießpulver schießen kann. Dies hat die Erfindung des elektrischen Pistols veranlaßt. In demselben ladet man, statt des Pulvers, eine kleine Menge Knallluft ein, und entzündet dieselbe mit einem elektrischen Funken. Wahrscheinlich entsteht auch die ganze Wirkung des Schießpulvers bloß aus einer solchen Knallluft, die sich in dem Augenblicke, da das Pulver angezündet wird, aus dem Schwefel, den Kohlen und dem Salpeter entwickelt, und auch sogleich abbrennt.

2) **In der brennbaren Luft kann, so wie in der fixen, kein Licht brennen, und kein Thier leben.** Um sich davon zu überzeugen, befestige man einen kleinen Wachsstock an einem Drath, so daß das brennende Endchen nach oben gekehrt ist. Hat man denselben angezündet, und taucht ihn in eine mit brennbarer Luft gefüllte Flasche nieder, so fängt die Luft sogleich oben an der Mündung

an,

an, zu brennen, fährt man aber alsdenn tiefer mit dem Wachsstock hinab in die Flasche, wo er bloß mit brennbarer Luft umgeben ist; so erlischt derselbe augenblicklich, und bleibt nicht einmal glimmend. Eben so wird eine kleine Kohle, mit der man die brennbare Luft anzündet, sogleich erstickt, wenn sie so tief in die Flasche gebracht wird, daß sie nicht mehr mit gemeiner Luft in Berührung kommt. Die Thiere und selbst Insecten sterben eben so, wie in der fixen Luft, auch in dieser augenblicklich.

3) **Die brennbare Luft ist ungleich leichter, als die atmosphärische.** Wenn sie durch die vorhin angeführte Eigenschaft der fixen Luft ähnlich zu seyn scheint, so ist sie hierdurch höchst verschieden von derselben. Anstatt, daß jene wenigstens noch einmal so schwer, als die gemeine Luft ist, so ist diese zwei= sechs= auch wohl zehnmal und drüber leichter, als sie. Ich drücke mich so unbestimmt darüber aus, weil man unter den verschiedenen Luftarten, die alle entzündlich sind, einen sehr großen Unterschied in Ansehung ihrer Schwere bemerkt, je nachdem sie aus verschiedenen Körpern sind entwickelt worden.

Ingenhouß, der sehr genaue Versuche damit angestellt hat, erzeugte zwar eine brennbare Luft aus Vitriolsäure und Weingeist, die $\frac{2}{25}$ schwerer war, als die gemeine Luft; aber alle übrigen Gattungen derselben waren leichter. So fand er z. E. daß ein Gefäß, welches 138 Gran gemeine Luft hielt, mit 25 Gran inflammabler Luft, die aus Eisen mit Vitriolsäure entbunden war, angefüllt wurde, und daß eben dies Gefäß von der entzündbaren Sumpfluft 92 Gran faßte. **Herbert** fand, daß diejenige, welche er untersuchte, in ihrer Schwere von der gemeinen Luft nur wie 7 zu 13 verschieden war. — Diese ihre größere Leichtigkeit ist es, die sie in den Stand setzt, zu den aerostatischen Maschinen angewandt zu werden. Ein mit ihr angefüllter Körper, dessen Masse nicht so schwer ist, daß er durch sein Gewicht ihren Vorzug der Leichtigkeit überwiegt, muß aus eben dem Grunde in der gemeinen Luft schwimmen, aus welchem eine mit Luft gefüllte Blase auf dem Wasser schwimmt. **Montgolfier's** Art, die aerostatischen Maschinen bloß mit verdünnter Luft zu füllen, hat zwar den Vortheil, daß sie wohlfeil ist, und

nicht

nicht viele Zeit erfordert; da sie aber durchaus eines immerfort unterhaltenen Feuers bedarf, um immer die eingeschlossene Luft genugsam zu erwärmen, und dadurch zu verdünnen: so scheint es, daß man sie mit der Zeit fahren lassen, und dagegen darauf sinnen wird, die Schwierigkeiten zu heben, die man bis jetzt bei dem Füllen der Maschine mit inflammabler Luft gefunden hat. Daß man gewöhnlich glaubt, ein inflammables Luftfuhrwerk würde beim Gewitter sehr gefährlich seyn, wird durch die zweite angeführte Eigenschaft dieser Luft widerlegt. Denn wenn man sie in seiner Maschine so eingeschlossen hätte, daß keine gemeine Luft hineindringen könnte: so würde sie nicht brennen, selbst wenn die Maschine vom Blitz getroffen würde; und läßt sich denn nicht überdies das Einschlagen des Blitzes auf die Maschine vermeiden?

4) **Dem Wachstum der Pflanzen ist die inflammable Luft nicht schädlich;** sie wird vielmehr von denselben verbessert und zum Athmen tauglich gemacht; und zwar am allermeisten von den Wasserpflanzen. Gott hat also auch hier auf eine bewundernswür-

dige Art für seine Geschöpfe gesorgt! Gerade da, wo sich die tödtliche brennbare Luft am häufigsten entwickelt, wachsen die Pflanzen, die am geschicktesten sind, sie zur Beförderung ihres Wachstums in sich zu saugen, und sie dann verbessert auszuströmen, damit sie den lebendigen Wesen zum Athmen dienen könne.

5) **Die brennbare Luft hat meistentheils einen sehr unangenehmen den faulen Eiern ähnlichen Geruch.** Schon dieser Geruch kündigt sie uns als unserer Gesundheit nachtheilig an; und ohnerachtet es nicht geradezu tödtlich ist, eine beträchtliche Menge derselben, die sich der gemeinen Luft beigemischt hat einzuathmen; so habe ich doch nie in einem verschlossenen Zimmer viele Versuche damit machen können, ohne Kopfschmerzen und eine gewisse Mattigkeit zu empfinden; und es fehlt nicht an Beispielen, daß Leute, die lange in einer mit brennbarer Luft verunreinigten Atmosphäre zugebracht haben, Blutspucken und Ohnmachten bekamen. — Die einzige wohlriechende inflammable Luft, die man bis jetzt kennt, ist die durch die Verdünstung der Naphta erzeugte. Wenn man nemlich in eine trockene Flasche ein

Paar Tropfen Vitrioläther (Naphtha Vitrioli) tröpfelt, so verdünsten dieselben augenblicklich, und geben eine brennbare Luft, die aber jederzeit Knallluft ist, weil sie sich mit der gemeinen Luft vermischt, die vorher schon in der Flasche war; weswegen man zur Vorsicht, ehe man sie entzündet, die Flasche mit einer Serviette umwickeln kann. Diese Luft hat den angenehmen Aethergeruch, ist aber doch immer, wenn man sie häufig einathmet der Gesundheit schädlich. Wer daher zum Vergnügen einen oder den andern Versuch mit der brennbaren Luft machen will, wird wohl thun, wenn er es in einem Zimmer unternimmt, wo er einen fortwährenden Zug der freien Luft hat.

6) **Die brennbare Luft widersteht auch der Fäulniß.** In dieser Eigenschaft wird sie zwar um ein beträchtliches von der fixen Luft übertroffen, aber **Achard** fand doch, daß ein Stückchen Fleisch, welches er in einem Gefäße mit inflammabler Luft aufgehangen hatte, ungleich länger frisch blieb, als in der gemeinen Luft.

7) Die brennbare Luft läßt sich nicht mit Wasser mischen. Priestlei hat zwar bemerkt, daß wenn man sie sehr lange mit Wasser schüttelte, sie endlich ihre Entzündbarkeit verlor; aber theils wurde nur eine sehr geringe Menge derselben von dem Wasser eingenommen, theils zeigte dies letztere auch gar nichts von der Gashaltigkeit *) die man an dem Wasser gewahr wird, welches man mit fixer Luft geschwängert hat.

Die Bekanntschaft mit der brennbaren Luft hat über viele Erscheinungen in der Körperwelt wichtige Aufschlüsse gegeben, und verspricht deren noch immer mehrere. Jetzt wird noch zum Theil von den größesten Scheidekünstlern unsers Jahrhunderts über die eigentliche Natur derselben gestritten. Dies wird niemanden befremden, der es bedenkt, wie viel Mühe es kosten muß, einen Körper richtig zu beurtheilen, der sich unserm Auge gänz-

*) Unter Gas versteht man alle Arten von flüchtigen und unsichtbaren, elastischen Materien, die zwar der atmosphärischen Luft in den genannten Eigenschaften ähnlich, aber in andern von ihr verschieden sind.

gänzlich entzieht, der sich so schnell mit der uns überall umgebenden Luft mischt, und wahrscheinlich aus Bestandtheilen besteht, die viel zu fein sind, als daß wir sie anders als in Vermischung mit andern Materien gewahr werden können.

So viel ist überwiegend wahrscheinlich, daß viele von denen Naturerscheinungen, die sonst von dem Aberglauben mit Entsetzen betrachtet wurden, ihren Ursprung dieser entzündbaren Luft schuldig sind. Die Irrlichter z. E. sind wohl nichts anders, als eben diese Luft, die sich an sumpfigen, morastigen und solchen Oertern, wo thierische Körper über oder unter der Erde faulen, entwickelt, durch elektrische Materie angezündet wird, und indem sie langsam verbrennt, den Schein eines hüpfenden Lichtes verursacht.

Die Erscheinung, welche jemand im 96sten Stück des Hannöverschen Magazins von 1764 erzählt *), läßt sich auch aus den Eigenschaften

*) Es ging derselbe im späten Herbst am Abend durch einen morastigen, mit Gras und Gesträuchen bewachsenen Ort. Vor ihm bewegte sich etwas

ten der entzündbaren Luft ohne Schwierigkeit erklären. Eine große Menge derselben, die wahrscheinlich an einem windstillen Tage aus dem Sumpfe aufgestiegen war, hatte sich so mit der gemeinen Luft gemischt, daß sie die Fähigkeit erhalten hatte, nicht, wie ein Irrlicht, nach und nach, sondern auf einmal abzubrennen. Da diese Luft leicht ist, und deswegen immer nach den höheren Gegenden der Atmosphäre aufsteigt, so sah der Beobachter auch den Feuerstrahl in der obern Luft fortgehn, wo er vielleicht deswegen einer Wolke ähnlich schien, weil etwa eine Wolke durch das Feuer hindurch sichtbar ward, und mit diesem dem Ansehn nach eins war. — Die Entzündungen, welche in den Bergwerken und unterirdischen Hölen unter dem Namen der **Schwaden** bekannt sind, entstehen ganz unleug-

etwas, er schoß mit seiner Flinte darnach, und erschrak nicht wenig, als er auf einmal die ganze Fläche, so weit er sie übersehen konnte, um und neben sich mit Feuer angefüllt sah, welches sich geschwinde in eine Feuerwolke zusammen zog, in die Höhe stieg, und nach etlichen Minuten als ein langer Feuerstrahl verschwand.

leugbar aus der entzündbaren Luft, die sich in den unterirdischen Gegenden entwickelt, und bald ohne alles Geräusch, bald mit einem heftigen Knall abbrennt, jenachdem sie mit vieler oder weniger gemeiner Luft gemischt ist. — Wenn endlich die entzündbare Luft nicht bei den Erdbeben und feuerspeienden Bergen die Haupttriebfeder ist, so spielt sie doch gewiß bei diesen schrecklichen Scenen in der Natur eine Hauptrolle; und vielleicht ist es künftigen Geschlechtern noch vorbehalten, die Unentbehrlichkeit und die ganze Wohlthätigkeit dieser, dem ersten Anscheine nach bloß fürchterlichen, Revolutionen auf unserm Erdball zu entdecken!

Zusatz zu einer Stelle des Marcellus Palingenius.

Beim Durchblättern dieses Poeten voll so mancher unerkannten Weisheit, dem auch jetzt unter uns Deutschen laut Göckingks Journal eine Uebersetzung zugedacht ist, fiel einem Leser neulich die Stelle auf, wo der Mensch wegen der Größe seines Geistes gepriesen wird, die sich in seinen Erfindungen zeigt. Die Stelle ist, nach einer prosaischen Uebersetzung, die mehr eine allgemeine Uebersicht von dem Sinne geben will, als auf poetisches Verdienst Anspruch macht, folgende:

Zahllose Künste erfand er: (der Mensch) Jenes Geschoß, das dem Blitze nachahmt; aus dessen Schlunde durch des eingeschlossenen Feuers Gewalt das Bley in die fernsten Räume geschnellt wird. Von diesem Bley getroffen sinken Thürme und hohe Mauern zu Boden,

und wer von weitem das mächtige Getöse vernimmt, zweifelt, ob er nicht Donner gehört. Weh euch, ihr Olympier, wenn einst auf Phlegra's Flur die Giganten solche Keile hätten geschwungen! Auch erfand er das Schiff, um darauf das verwehrte Meer zu durchwandern, und, von dienenden Winden geführt, der Erde letzten Rand zu sehn, wo Titan auf des Osten Völker hinabschaut, und wo er herüberhangend sich in die tartessische Woge taucht *), oder dort wo der kleine Bär glänzt, und der Gegenhimmel die Antipoden bestralt, die mit hangendem Haupt und nahe dem Fall, ihre Füsse den unsern entgegenstemmen.

Natürlich war der Gedanke: wie doch wol dieser Dichter, der das Sonderbare und Fremde in den beiden vorigen Erfindungen so geschickt aufzufassen und darzustellen wußte, wie doch dieser wol, wenn er auch Montgolfiers Luftschiff schon erlebt hätte, sich darüber würde ausgedruckt haben? Unsern Leser dünkte, Marcellus Einfall wäre vielleicht dieser gewesen:

Er ists, der Fittige für seine Last erfindt,
Die, schmelzbar keinem Stral, schnell wie der Vögel sind.

Vor

*) Abend. Tartessus, Stadt in Spanien.

Vor ihnen wird die Luft, was, vor den Schiffen, Meere;
Und ihre Stärke trägt des zweiten Ikars Schwere,
Der, über eine Fluth von Winden, wohlbedacht
Die unbekannte Reis' auf neuem Kiele macht.
Kein Meer, so wie vordem des Dädal Sohn begraben,
Wird seinen Namen je von diesem Ikar haben:
Allein, wo er zuerst am Himmel landen muß,
Da heißt auf ewig einst nach ihm ein Sirius *).

*) In des Dichters einmal angenommener Sprache hieße dieser Gedanke dann so:

Repperit et sollers volucres imitantia cursus
Remigia alarum nullo soluenda calore
Phoebeo, quibus, vt maria alta carinis,
Sic patet aura leuis, sustentabitque secantem
Aequora ventorum non vanis Icaron ausis,
Non vitreo ille mari, sed, quo primum nouus hospes
Appulerit nauem, dabit olim nomina stellae.

Ende des fünften Theils.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Allg. d. B. B. 61. p. 591

LD
Zöllner
5

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zöllner, Johann Friedrich, 1753-1804

Lesebuch für alle Stände

Bd.: 5

Berlin (1784)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 7859 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11263110-8
VD18 12361259-001